

4. Die individuelle Konstitution von Möglichkeitshorizonten

In Kapitel 3 haben wir gesehen, dass Einschätzungen über Mögliches und Machbares sich produktiv als Beobachtungen von Ereignissen im Hinblick auf ihre Aktualisierbarkeit beschreiben lassen. Dafür habe ich die Begriffe des Modal- und des Verfügbarkeitsurteils vorgeschlagen. Auf dieser Grundlage habe ich gezeigt, dass der vage Begriff des Möglichkeitshorizonts an Klarheit gewinnt, wenn man darunter Bündel von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen versteht, die sich auf eine gemeinsame Ausgangssituation beziehen. Nun geht es daran, die zweite der in Teilkapitel 2.6 identifizierten konzeptuellen Lücken zu schließen. Bislang fehlt ein genaueres Verständnis davon, wie Möglichkeitshorizonte erzeugt werden und auf welche Arten und Weisen dieser Prozess gesellschaftlich geprägt wird.

Im vorliegenden Kapitel unternehme ich den ersten Schritt zur Schließung dieser Lücke, indem ich ein allgemeines Modell der Herstellung von Möglichkeitshorizonten vorstelle. Dabei bewegen wir uns im Bereich der *Konstitutionsanalyse*: Wie in der Einleitung dargelegt, arbeite ich die grundlegenden kognitiven Prozesse, in denen Modal- und Verfügbarkeitsurteile erzeugt werden, am heuristischen Modell eines isolierten Einzelbewusstseins heraus. Die dabei gewonnenen Einsichten bilden die Grundlage für die spätere Analyse der gesellschaftlichen Konstruktion von Möglichkeitshorizonten (Kapitel 5) und des Einflusses speziell von Wissenschaft und Technik (Kapitel 6).

Ich argumentiere, dass Möglichkeitshorizonte im Zusammenspiel dreier grundlegender Typen von kognitiven Prozessen entstehen. Diese Arten von Bewusstseinsleistungen fasse ich unter den Schlagwörtern *Vorstellungsvermögen*, *Realitätssinn* und *Aufmerksamkeitsregulation*. Dem *Vorstellungsvermögen* ordne ich die Leistungen des Entwerfens zu, in denen das Bewusstsein Sinnbausteine zu Vorstellungen, d.h. zu Beobachtungen von inaktuellen Ereignissen zusammenfügt. Unter dem Begriff des *Realitätssinns* subsumiere ich Ope-

rationen des Prüfens, in denen das Bewusstsein die Aktualisierbarkeit entwerfener Ereignisse ermittelt. Mit *Aufmerksamkeitsregulation* sind die Leistungen gemeint, in denen das Bewusstsein darüber entscheidet, in welche Richtungen es seine Entwurfstätigkeit lenkt und welche entworfenen Ereignisse es genauer in den Blick nimmt.

Diese Argumentation entwickle ich in drei Schritten. Ich beginne mit dem Typus von Bewusstseinsleistungen, der in der Literatur die größte Aufmerksamkeit genießt. Im Rückgriff auf übereinstimmende Befunde aus Soziologie und Philosophischer Anthropologie lege ich dar, dass das Vorstellungsvermögen zur Grundausrüstung der menschlichen Kognition gehört. Das Vorstellungsvermögen ist gleichwohl nur ein Faktor unter mehreren bei der Konstitution von Möglichkeitshorizonten. Wie genau es operiert und mit dem Realitätssinn interagiert, d.h., wie Ereignisse entworfen und geprüft werden, zeige ich im zweiten Teilkapitel. Dabei lehne ich mich eng an Überlegungen des Ökonomen G.L.S. Shackle an, die ich weiterführe und mit anschlussfähigen soziologischen Einsichten verknüpfe. Bewusstseinsleistungen entwerfen Vorstellungen von Ereignissen, so lässt sich mit diesem Modell sehen, indem sie Sinnelemente, die sie aus der Analyse der Wirklichkeit gewonnen haben, neu kombinieren. Sie prüfen die Aktualisierbarkeit der erzeugten Vorstellungen, indem sie deren Vereinbarkeit mit dem gegenwärtigen Zustand und den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Welt prüfen. Die Einsichten zum Zusammenspiel von Vorstellungsvermögen und Realitätssinn können aber noch nicht erklären, warum Menschen ihre Entwurfstätigkeit in spezifische Richtungen lenken und warum sie aus einer potentiell unbeschränkten Menge gerade diese und nicht andere entworfenen Ereignisse in den Blick nehmen. Diese Fragen beantworte ich im dritten Teilkapitel. Im Rückgriff auf Schütz lege ich dar, dass das Bewusstsein anhaltende Aufmerksamkeit erst dann auf entworfenen Ereignisse bzw. Bereiche möglicher weiterer Entwürfe richtet, wenn ihnen Relevanz attestiert wird, d.h. die Aussicht auf reale und irreversible Auswirkungen auf vorgefasste Pläne. Das Kapitel schließt mit einem Zwischenfazit, das die entwickelten Überlegungen zusammenführt.

4.1 Das Vorstellungsvermögen als anthropologische Konstante

Wer über Möglichkeiten des Handelns und Erlebens nachdenkt, bezieht sich auf Ereignisse, und das heißt, wie wir gesehen haben, auf Beobachtungen. Bei der Rekonstruktion vergangener Möglichkeitshorizonte können diese Beob-

achtungen zum Teil der Erinnerung entnommen werden, etwa bei der Frage, ob das Erlebte wirklich unausweichlich war. Doch wann immer es um die nicht realisierten Möglichkeiten der Vergangenheit oder um die Zukunft geht, also um nicht oder noch nicht Geschehenes, kann man offensichtlich nicht unmittelbar aus dem Gedächtnis schöpfen. Woher kommen dann die Beobachtungen, die auf ihre Aktualisierbarkeit befragt werden?

Die Quelle solcher Beobachtungen ist das menschliche Vorstellungsvermögen. Man könnte, wie andere Autor*innen es tun, auch von Einbildungskraft, Phantasie, Imagination oder »Fiktionsfähigkeit« (Schlaeger 2004: 151)¹ sprechen. Der Sache nach zielen diese Ausdrücke auf dasselbe. Es geht um die Fähigkeit zur Vergegenwärtigung des sinnlich nicht Gegebenen, d.h. um die Fähigkeit zur Herstellung von Beobachtungen, die man nicht einer vorangehenden sinnlichen Evidenz zurechnen kann. Unter den drei Typen von Bewusstseinsleistungen, die aus meiner Perspektive an der Konstitution von Möglichkeitshorizonten mitwirken, genießt sie die größte Aufmerksamkeit in der soziologischen und philosophischen Literatur. Dass man das Vorstellungsvermögen plausibel zur kognitiven Grundausstattung des Menschen rechnen kann, veranschauliche ich im Folgenden anhand von vier einschlägigen Perspektiven aus der Soziologie und der Philosophischen Anthropologie.² Die Arbeiten von Jens Beckert, Max Scheler, Arnold Gehlen und Heinrich Popitz zeigen, dass es ohne Vorstellungsvermögen unmöglich wäre, Handlungen zu motivieren, Pläne zu entwerfen und eingespielte Routinen zu revidieren. Einige Argumente, gerade zum Nutzen des Vorstellungsvermögens, kennen wir bereits aus vorherigen Kapiteln, insbesondere aus 3.4. Die Darstellung wird deutlich machen, dass eine Soziologie der Konstruktion von Möglichkeitshorizonten aus vielfältigen Theorieressourcen schöpfen kann. Allerdings genügt, wie wir zugleich sehen werden, ein exklusiver Fokus auf das Vorstellungsvermögen nicht für eine angemessene Beschreibung der Prozesse, in denen Bewusstseins die Zukunft sowie alternative Gegenwarten und Vergangenheiten erkunden.

-
- 1 Beckert (2016: 64) schreibt diesen Ausdruck Wolfgang Iser zu und verweist auf die englische Übersetzung von dessen Buch *Das Fiktive und das Imaginäre* (Iser 1993), allerdings ohne Seitenangabe, was die Rückverfolgung erschwert. In der deutschen Originalfassung konnte ich die Formulierung nicht finden.
 - 2 Nicht näher eingehen kann ich auf jüngere kognitions- und neurowissenschaftliche Arbeiten, die das menschliche Vorstellungsvermögen als Mechanismus der für alle Lebewesen überlebenswichtigen Vorhersage der Zukunft beschreiben (Clark 2019; den Hinweis verdanke ich Poljanšek 2017; siehe auch Baecker 2014: 78ff.).

Die wohl meistrezipierte Arbeit der letzten Jahre zur gesellschaftlichen Bedeutung des Vorstellungsvermögens hat Jens Beckert mit seinem Buch *Imagined Futures: Fictional Expectations and Capitalist Dynamics* vorgelegt (Beckert 2016). Darin plädiert er für eine stärkere Berücksichtigung von Fiktionen in der soziologischen Erklärung ökonomischen Handelns und in der Beschreibung kapitalistischer Funktionslogiken, aber auch in anderen Feldern der Soziologie (Beckert 2016: 3, 6). Das Vorstellungsvermögen betrachtet er dabei als definierendes Merkmal der Gattung Mensch:

»Fiction is made possible by human beings' unique ability to evoke images of a counterfactual reality that may be situated in the future or the past, that may take place in any location, and that may presume all imaginable behaviors of actors, objects, and natural forces. This capability is what allows humans to plan ahead, because they can imagine and rank alternative futures (Bloom 2010: 163). The imaginative power of the human mind seems unlimited, and humans' »fiction-ability« (*Fiktionsfähigkeit*) (Iser 1993) is a fundamental anthropological quality.« (Beckert 2016: 64, siehe auch 2f.)

Beckert schreibt dem Vorstellungsvermögen bzw., in seiner Diktion, der Fähigkeit zur Erzeugung von »Fictional Expectations«³ (Beckert 2016) zwei wichtige Funktionen zu. Zum einen sieht er das Vorstellungsvermögen als Grundlage zielgerichteten Handelns. Fiktionale Erwartungen ermöglichen Planung, indem sie, wie Beckert im Rückgriff auf Dewey darlegt, Handelnde in die Lage versetzen, im Geiste unterschiedliche Kombinationen einzelner Handlungsschritte zu erproben und auf ihre Eignung für das Erreichen der jeweiligen Ziele zu prüfen (Beckert 2016: 55). Und sie motivieren Handlungen, indem sie die

3 Wie Nassehi (2019b: 331) in seiner Besprechung von Beckerts Buch feststellt, ist der Ausdruck »fictional expectations« bestenfalls ein Pleonasmus. Denn anders als durch produktive, also fingierende Eigenleistungen lassen sich Sachverhalte, die der Wahrnehmung aktuell nicht gegeben sind, nicht erschließen (Nassehi 2019b: 330). Dieser Pleonasmus bildet den Ausgangspunkt der scharfen Kritik Nassehis an Beckerts theoretischen Grundentscheidungen. Insbesondere kritisiert Nassehi, dass Beckert offen lasse, ob es neben fiktionalen auch nicht-fiktionale Erwartungen gebe und ob er wirklich die Spezifika moderner kapitalistischer Wirtschaftsordnungen beschreibe oder nicht einfach die unvermeidliche Lage, die sich für Gesellschaften aus der Unmöglichkeit ergibt, in der Gegenwart direkt auf die Zukunft zuzugreifen. Trotzdem bleibt Beckert ein prominenter Gewährsmann für die Annahme, die ich in dieser Zusammenchau erhärten möchte, dass sich plausibel von einem menschlichen Vorstellungsvermögen ausgehen lässt.

Folgen des Handelns oder Nichthandelns schon vor dem eigentlichen Geschehen erlebbar machen, Handelnden also Formen der Gratifikation⁴ verschaffen, ohne dass der angestrebte Zustand bereits eingetreten wäre – und ohne die Garantie, dass er überhaupt eintritt (Beckert 2016: 76ff.). Moderne Gesellschaften mit ihren langen und unübersichtlichen Handlungsketten, d.h. mit großen Distanzen zwischen Handlung und Gratifikation, wären ohne diese Form der Motivation unmöglich.

Zum anderen beschreibt Beckert das Vorstellungsvermögen als Quelle gesellschaftlicher Innovation. Es ermöglicht, den status quo kognitiv zu überschreiten und neue Perspektiven auf die Welt zu entwickeln: »imaginaries allow actors to move beyond inherited thought patterns and categories and into an *as-if* world different from the present reality – a fiction, in other words« (Beckert 2016: 173, siehe auch 11). Möglich ist eine solche Erzeugung von Neuem, so Beckert, weil Fiktionen von anderen gesellschaftlichen Faktoren zwar beeinflusst (Beckert 2016: 14, 86ff.), aber nicht determiniert werden (Beckert 2016: 52ff., 175).

Beckerts Studie hat wichtige Impulse für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit der Produktivität und gesellschaftlichen Bedeutung des menschlichen Vorstellungsvermögens gesetzt. Dass der Mensch über das Talent verfügt, Abwesendes und Nichtgeschehenes zu vergegenwärtigen, und damit über eine entscheidende Voraussetzung zur Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen, ist aber natürlich schon länger bekannt. Insbesondere in der phänomenologischen Tradition, auf die auch Beckert sich bezieht, und in der Philosophischen Anthropologie finden sich hierfür weitere Belege. Als Auswahl aus der umfangreichen Literatur stelle ich im Folgenden die Perspektiven Schelers, Gehlens und Popitz' auf das Vorstellungsvermögen vor.

Wichtige Hinweise darauf, dass menschliches Handeln nicht bloß auf die wahrgenommene Beschaffenheit der Welt reagiert, sondern sich immer auch auf selbst erzeugte Vorstellungen des aktuell nicht Gegebenen bezieht, liefert die Philosophische Anthropologie. Bereits Max Scheler, der Begründer dieses in den 1920er Jahren entstandenen Forschungsprogramms, erhebt die Fähigkeit zur Abstraktion vom Seienden und zur Bezugnahme auf Abwesendes zum

4 Dasselbe muss selbstverständlich auch für die fiktionale Vorwegnahme von negativen Konsequenzen gelten, auch wenn Beckert diesen Fall nicht ausdrücklich diskutiert. Herbeiführendes Handeln ist auf dieselbe Art und Weise abhängig von der Fähigkeit zur Vergegenwärtigung des sinnlich nicht Gegebenen wie vermeidendes Handeln.

Wesensmerkmal des Menschen.⁵ Er spricht von der menschlichen Fähigkeit zur *Ideierung*, d.h. zur »(versuchsweise[n]) Aufhebung des Wirklichkeitscharakters der Dinge, der Welt« (Scheler 2010: 38). Diese Fähigkeit zur gedanklichen Überschreitung des Ist-Zustandes unterscheidet den Menschen vom Tier:

»Mit dem Tiere verglichen, das immer »Ja« zum Wirklichen sagt – auch da noch, wo es verabscheut und flieht –, ist der Mensch der »Neinsagenkönner«, der »Asket des Lebens«, der ewige Protestant gegen alle bloße Wirklichkeit. [...] Auf alle Fälle ist der Mensch [...] der ewige »Faust«, [...] nie sich beruhigend mit der ihn umringenden Wirklichkeit, immer begierig, die Schranken seines Jetzt-Hier-So-seins zu durchbrechen, immer strebend, die Wirklichkeit, die ihn umgibt, zu *transzendieren* – darunter auch seine eigene jeweilige Selbstwirklichkeit.« (Scheler 2010: 40f.)

Scheler geht es also um die menschliche Fähigkeit, die Wirklichkeit, wie sie sich auf Basis von Sinnesdaten darstellt, mit selbst produzierten Möglichkeiten zu kontrastieren. Dieser Gedanke schlägt sich auch auf sein Verständnis von Intelligenz nieder, die er als »produktive[s] Denken« bestimmt, das gekennzeichnet sei durch »die *Antizipation*, das Vorher-Haben eines neuen, nie erlebten Tatbestandes (pro-videntia, Klugheit, Schlaueit, List).« (Scheler 2010: 24) Schon mit Scheler lässt sich das Vorstellungsvermögen mithin als charakteristisches Merkmal menschlicher Kognition begreifen.⁶

Noch größere Aufmerksamkeit findet das Vorstellungsvermögen bei Arnold Gehlen, einem weiteren Vertreter der Philosophischen Anthropologie, v.a. in seinem Hauptwerk *Der Mensch* (Gehlen 2016a). Gehlen betrachtet das Vorstellungsvermögen als Mittel der menschlichen Selbsterhaltung. Er versteht den Menschen heuristisch als »Mängelwesen« (Gehlen 2016a: 16), das

5 Scheler ist einer der Begründer nicht nur der Philosophischen Anthropologie, sondern auch der Wissenssoziologie. Dieser personellen Überschneidung entspricht die inhaltliche Affinität der beiden Felder, die man z.B. an der prominenten Rolle der Philosophischen Anthropologie in Bergers und Luckmanns (2021) Wissenssoziologie ablesen kann.

6 Vgl. auch Maurice Merleau-Pontys (1976: 200ff.) u.a. an Scheler anknüpfende Überlegungen zur menschlichen Fähigkeit, die gegenwärtige Situation zu überschreiten und auf Potentialitäten hin zu handeln. Diese Fähigkeit, so Merleau-Ponty, ermöglicht dem Menschen die Lösung nicht nur von der Natur (der Bindung an vorgegebene Umwelten) durch Kultur und Technik, sondern auch von der Geschichte (der Bindung an sedimentierte Produkte eigener Tätigkeit).

sich von allen anderen Tieren durch seine »biologische[] Mittellosigkeit« (Gehlen 2016a: 32) unterscheidet, und fragt, wie dieses »Mängelwesen« dennoch sein Überleben sichern kann. Gehlen zeigt, dass der Mensch den Mangel geeigneter organischer Ausstattung durch die Fähigkeit zum vorsehenden Handeln kompensiert, d.h. durch die Fähigkeit, nicht bloß auf die Gegenwart zu reagieren, sondern auf eine noch nicht eingetretene Zukunft hin zu handeln. Das beinhaltet wesentlich ein Moment des »nichtverändernden« – eben in der Vorstellung ablaufenden – »Verkehrs mit den Dingen«, das auch die »Bedingung alles *theoretischen* Verhaltens« ist (Gehlen 2016a: 51). Die Möglichkeitsbedingung dieser Vorstellungstätigkeit sieht Gehlen in der Sprache, die es dem Menschen erlaube,

»sich unbeschränkt *über* die tatsächlich vorhandene Situation *hinweg* auf Sachverhalte und Wirklichkeiten zu richten, welche *nicht* gegeben sind. Der Mensch erhält durch die Sprache, wie Schopenhauer einmal sagt, die Übersicht (!) der Vergangenheit und der Zukunft, wie auch des Abwesenden. Die biologische Notwendigkeit dieser Leistung für das Wesen Mensch ist klar. Angewiesen auf die bloße Jetzt-Situation, wie das Tier, wäre es lebensunfähig. Der Mensch muß die Fähigkeit haben, die Grenze der Situation vollständig zu sprengen, sich auf Zukünftiges und Abwesendes zu richten und daraufhin zu handeln, sowie von jenem her sekundär sich der Gegenwart zuzuwenden, deren Bestände einsetzend zu Mitteln für *künftige* Sachverhalte.« (Gehlen 2016a: 51)

Von der Grundannahme aus, dass der Bezug auf Abwesendes und Zukünftiges für den Menschen überlebenswichtig ist, entwickelt Gehlen seine anthropologische »Theorie der Phantasie« (Gehlen 2016a: 372ff.). Der Phantasie kommt in seiner Anthropologie eine derart zentrale Stellung zu, dass er sie zu einem Wesensmerkmal des Menschen erklärt und den Begriff der Handlung auf ihr fundiert: »In der Tat wäre der Mensch *als Phantasiewesen so richtig bezeichnet, wie als Vernunftwesen*. Von Handlungen im eigentlichen Sinne kann daher nur gesprochen werden bei einem Wesen, das von der unmittelbaren Einwirkung und dem Druck der Umgebung so weit entlastet ist, daß es eben daraus die Kraft seines Sichversetzens, und zwar eines methodischen und variablen Sichversetzens zieht.« (Gehlen 2016a: 374)

Wie Christian Thies zeigt, kommt der Phantasie bei Gehlen die Funktion zu, nicht nur die gelingende Selbsterhaltung des Menschen, sondern auch Neuheit und Veränderung zu erklären (Thies 2017: 111). Sie bildet damit ein

Gegengewicht zu einem anderen Schlüsselbegriff der Gehlen'schen Theorie, dem Begriff der *Entlastung* (Gehlen 2016a: 65ff.; Thies 2017: 105ff.). Entlastung meint, dass der Mensch den Erfolg bestimmter sich wiederholender Handlungsabläufe allmählich von der bewussten Reflexion abkoppelt. Dafür stehen ihm verschiedene Medien zur Verfügung, in die Handlungsvollzüge sich einlagern lassen, u.a. Automatismen, Gewohnheiten, Technik oder Institutionen (Thies 2017: 105ff.). Der Vorteil der Entlastung ist, dass sie begrenzte Reflexionsressourcen freigibt und es so erlaubt, einfachere Leistungen zu höherstufigen Leistungen zu kombinieren (Gehlen 2016a: 69ff.). So kann beispielsweise eine Profifußballerin sich auf die Planung des nächsten Spielzuges konzentrieren, weil sie sich keine Gedanken über die zum Automatismus gewordene Ballkontrolle machen muss. Ebenso ermöglichen grafische Benutzeroberflächen den Nutzer*innen elektronischer Geräte, sich ganz auf bestimmte Handlungen zu konzentrieren, z.B. das Schreiben einer Dissertation, weil sie von der Notwendigkeit entlasten, die Funktionsweise dieser Geräte genau zu kennen. Auf diese Entlastung durch Technik komme ich in Kapitel 6 zurück. Ohne die Phantasie als Gegengewicht führte Entlastung jedoch zum Stillstand, zur Verknochnerung und damit zu einem potentiell existenzbedrohenden Verlust an Anpassungsfähigkeit (Thies 2017: 110f.). Veränderungen etwa motorischer, kultureller oder technischer Art sind nur möglich, weil die Phantasie ermöglicht, unterhalb der Reflexionsschwelle abgesunkene Abläufe erneut zu reflektieren, also Verfestigtes wieder in seine Elemente zu zerlegen und diese Elemente neu zu kombinieren.⁷ Auch Gehlens Anthropologie stützt damit die Annahme vom Vorstellungsvermögen als einer wesentlichen Fähigkeit des Menschen.

Wichtige Einsichten in das menschliche Vorstellungsvermögen und seine gesellschaftliche Bedeutung lassen sich auch dem Werk Heinrich Popitz' entnehmen. Popitz' Arbeiten zielen auf den »Entwurf einer *soziologischen Anthropologie*«, d.h. auf die »Herausarbeitung der kulturübergreifenden Grundstrukturen menschlicher Vergesellschaftung« und ihre Erklärung im Lichte basaler Charakteristika des Menschen (Pohlmann 2006: 10). Dabei spielt das Vor-

7 Psychische Erkrankungen, die Menschen zwanghaft an die immer gleichen Verhaltensweisen fesseln, deutet Gehlen daher als Folge einer »Beeinträchtigung der Fantasie« (Thies 2017: 111). Thies weist darauf hin, dass Gehlen zwar von phantasiegetriebenen Innovationen im Verhältnis des Menschen zur dinglichen Umwelt ausgeht, eine Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse aber für unmöglich zu halten scheint. Dass Gehlen für den Bereich der Institutionen die menschliche Entlastungsbedürftigkeit überbetont und die Fähigkeit zur Veränderung unterschlägt, führt Thies auf dessen reaktionär-konservative Haltung zurück (Thies 2017: 112f.).

stellungsvermögen durchgehend eine herausgehobene Rolle.⁸ Schon in seinen frühen Arbeiten zu sozialen Normen beschreibt Popitz die Formenvielfalt von Normen als Resultat der menschlichen Kreativität (Popitz 2006b: 63f.). Auch in seiner Macht-, Herrschafts- und Gewaltsoziologie (Popitz 1992c) betont er die Bedeutung der menschlichen Fähigkeit, Nichtseiendes zu imaginieren. Diese äußert sich schon in der Vielfalt der Formen, Anlässe und Adressat*innen von Gewalthandlungen (Popitz 1992b: 48ff.; den Hinweis verdanke ich Pohlmann 2006: 27). Ähnlich zentral ist das Vorstellungsvermögen in Popitz' techniksoziologischen Arbeiten (Popitz 1995b). Darin zeigt er, dass formendes Gestalten eine wesentlich »vorstellungsgeleitet[e]« Tätigkeit ist (Popitz 1995d: 64) und damit ein Beleg für das Vermögen des Menschen, den Ist-Zustand gedanklich zu überschreiten: »Das formende Verändern vorgefundener Dinge, das Etwas-aus-Etwas-Machen, manifestiert in allen Sinnbezügen, den praktischen, den ästhetischen, den religiösen, den Wirklichkeitsüberschuß des menschlichen Wirklichkeitsverhältnisses.« (Popitz 1995d: 64)

Eine dezidierte Auseinandersetzung mit dem menschlichen Vorstellungsvermögen und seiner gesellschaftlichen Bedeutung hat Popitz mit seiner letzten Aufsatzsammlung *Wege der Kreativität* (Popitz 2000c) vorgelegt. Er beschreibt es als eine von drei Grundformen des »menschliche[n] Erkenntnisvermögen[s]« neben der Wahrnehmung und dem Denken, mithin als anthropologische Konstante (Popitz 2000d: 84). Wie Beckert, Gehlen und andere geht Popitz davon aus, dass das Vorstellungsvermögen für Handlungen unverzichtbar ist, weil es die Vorwegnahme ihrer Folgen und den Vergleich alternativer Pläne ermöglicht (Popitz 2000d: 112, 199 (Anm. 4 zu S. 83), siehe auch 2000e: 48f.). Popitz' Fokus liegt jedoch auf drei speziellen vorstellungsbasierten Handlungssphären: dem *Erkunden*, d.h. der Erzeugung von Wissen; dem *Gestalten*, verstanden als formgebendes Handeln zur Herstellung von Artefakten (zu denen Popitz auch Institutionen, Töne und Worte rechnet) in technischer, aber auch in künstlerischer Absicht; und dem *Sinnstiften*, der deu-

8 Die Einteilung des Popitz'schen Werkes in vier thematische Schwerpunkte (Normen, Macht, Technik, Kreativität), an der sich die folgende Darstellung orientiert, folgt Pohlmann (2006: 17ff.).

tend-gründegebenden Einordnung von Widerfahrnissen in einen geordneten Kosmos (Popitz 2000d: 93ff.).⁹

Gemein ist diesen vorstellungsbasierten Handlungssphären eine stabilisierende bzw. orientierungsstiftende Funktion. Praktiken des Erkundens, Gestaltens und Sinnstiftens schaffen – wie Popitz (2000d: 94, 2000a: 143f.) für Erkunden und Sinnstiften explizit festhält, wovon aber ebenso für das Gestalten auszugehen ist – relative Erwartungssicherheit und Bestimmtheit. Der Unwägbarkeit der Welt begegnet der Mensch mit den Mitteln des Wissens, der Formgebung und des Gründegebens. Zugleich beschreibt Popitz das Vorstellungsvermögen als Quelle gesellschaftlicher Neuerungen (Pohlmann 2006: 48f.). Er legt dar, dass auch die zur Innovation unerlässliche Fähigkeit, Seiendes als auch-anders-möglich zu thematisieren, ein Produkt des Vorstellungsvermögens ist:

»Der Überschuß der Vorstellung über alle Erfahrung setzt uns in die Lage, unsere Erfahrungen im Horizont des Möglichen zu sehen als eine Möglichkeit unter anderen. Im Horizont des Möglichen verliert das, was passiert, den Schein des Notwendigen. [...]. Unsere Vorstellungskraft ist ein Vermögen zur Alternative, ein Vermögen, Gegenwirklichkeiten zu entwerfen.« (Popitz 2000d: 83)

Ähnlich wie Gehlen schreibt also auch Popitz dem Vorstellungsvermögen zugleich stabilisierende und dynamisierende Effekte zu (zum Einfluss Gehlens auf Popitz siehe Pohlmann 2006: 16, 49).

Im Anschluss an Beckert, Scheler, Gehlen und Popitz kann man begründet davon ausgehen, dass das Vorstellungsvermögen – die Fähigkeit zur Erzeugung von Beobachtungen, die von der aktuellen sinnlichen Evidenz nicht gedeckt sind – eine wichtige Rolle im kognitiven Repertoire des Menschen spielt. Menschen sind in der Lage, in der Gegenwart an die Zukunft zu denken und durch die Vorwegnahme von Gratifikation bzw. Aversion Handlungen zu motivieren; mehrere Strategien der Zielerreichung zu entwerfen und deren Schritte einzeln durchzuspielen; und Üblichkeiten (ob sie nun in körperlichen Automatismen, Institutionen oder Artefakten verstetigt sind) erneut zu reflektieren und mit Alternativen zu konfrontieren. Auch die Zukünfte und die alterna-

9 Spielerisches Verhalten, das Popitz ebenfalls als vorstellungsbasierte Tätigkeit beschreibt, klammere ich hier aus, weil es im Gegensatz zum Erkunden, Gestalten und Sinnstiften nicht auf ein die eigentliche Handlung überdauerndes Produkt abzielt (Popitz 2000b: 81).

tiven Vergangenheiten und Gegenwarten, deren Aktualisierbarkeit man prüft, sind Produkte dieses Vorstellungsvermögens.¹⁰

Obwohl die vorgestellten Überlegungen einen wichtigen Bezugspunkt für das Verständnis der individuellen und gesellschaftlichen Erzeugung von Möglichkeitshorizonten liefern, bleiben drei Fragen offen. Erstens wissen wir nun zwar, dass es so etwas wie das Vorstellungsvermögen gibt, aber noch nicht, wie es arbeitet. Wie muss man sich die konkreten Operationen vorstellen, in denen Ereignisse entworfen werden? Zweitens erklärt das Vorstellungsvermögen nicht, wie die Aktualisierungschancen von Ereignissen ermittelt werden. Es muss einen Komplex von Bewusstseinsleistungen – einen Realitätssinn – geben, der zwischen wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen, zwischen verfügbaren und unverfügbaren Ereignissen zu unterscheiden erlaubt. Wie arbeitet er? Drittens sagen die präsentierten Theorien des Vorstellungsvermögens nichts darüber aus, wie es kommt, dass Menschen nur bestimmte nicht-aktuelle Ereignisse näher in den Blick nehmen, während sie andere ignorieren. Welche Mechanismen leiten diese Aufmerksamkeitsregulation an? Aus der Beantwortung dieser drei Fragen ergibt sich ein brauchbares Modell der Konstitution von Möglichkeitshorizonten. Den ersten beiden Fragen widmet sich das nächste Teilkapitel.

4.2 Entwerfen und Prüfen: Ein Modell der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen

Im Folgenden stelle ich ein Modell des Zusammenwirkens von Vorstellungsvermögen und Realitätssinn vor, d.h. ein Modell der kognitiven Operationen, in denen Bewusstseins Ereignisse entwerfen und auf ihre Aktualisierbarkeit prüfen. Dabei lehne ich mich eng an Überlegungen an, die der Ökonom George L.S. Shackle in seinem Buch *Imagination and the Nature of Choice* entwickelt (Shackle 1979, für eine knappe Zusammenfassung siehe 1984). An einer entscheidenden Stelle der Argumentation auf Theorieressourcen gerade aus der Ökonomik zurückzugreifen, mag zuerst ungewöhnlich erscheinen.

10 Hier liegt auch die Wurzel des in 3.4.2 diskutierten Komplexitätsproblems. Je reger die Phantasie, also je größer die Menge der zu berücksichtigenden Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, umso größer der Bedarf, diese Unübersichtlichkeit durch die Ermittlung von Eintrittswahrscheinlichkeiten zu ordnen.

Schließlich fungieren wirtschaftswissenschaftliche Theorien in der qualitativ orientierten Soziologie häufig eher als empirisches Material denn als Gesprächspartnerinnen (so etwa bei Bröckling 2007). Shackles Überlegungen sind jedoch hochgradig relevant für diese Arbeit, da er mit besonderer Klarheit und Eleganz darlegt, was ein Bewusstsein eigentlich tut, wenn es Möglichkeiten entwirft und auf ihre Aktualisierbarkeit prüft. Zugleich sind sie ohne größere Schwierigkeiten in die hier gewählte theoretische Perspektive integrierbar. Denn letztlich handelt es sich bei Shackles Abhandlung um eine phänomenologische Arbeit. Zwar fehlt ihr jeder Bezug zur phänomenologischen Literatur – insgesamt kommt sie fast ohne Literaturverweise aus. Als phänomenologisch lässt sich Shackles Ansatz aber insofern charakterisieren, als er auf die basalen Strukturen des Denkens fokussiert (Shackle 1979: vii). Das belegen auch die zahlreichen Übereinstimmungen insbesondere mit Schütz (dazu, wenngleich mit Überbetonung der Differenzen, Koppl 2001), Berger und Luckmann, aber auch mit Luhmann¹¹, auf die ich im Laufe dieses Teilkapitels immer wieder zurückkomme.

Shackles Ausgangspunkt ist die Frage, worum es sich bei der Tätigkeit des Entscheidens eigentlich handelt (Shackle 1979: vii). Seine These ist, dass Entscheiden heißt, eine Auswahl zu treffen – nur eben nicht, wie die neoklassische Ökonomik annimmt, zwischen Dingen in der Welt, sondern zwischen im Bewusstsein der Entscheidenden selbst erzeugten alternativen Handlungspfaden (Shackle 1979: 2; ähnlich Schütz 1951: 174f.; Schütz/Luckmann 2003: 506; Nassehi 2002: 465). Wie Beckert, Scheler, Gehlen und Popitz weist Shackle dem Vorstellungsvermögen entscheidende Bedeutung zu. Er beschreibt es als Voraussetzung, nicht nur um Entscheidungen treffen, sondern um sich überhaupt mit Entscheidungsproblemen konfrontiert sehen zu können (siehe dazu 3.4.2): »[...] choice is not in the first place mere calculation but work of imagination, the poet's essential deed. Choice, if so, is made amongst products of the chooser's thought.« (Shackle 1979: ix, ähnlich 9f., 13) Auch Shackle geht davon aus, dass das Vorstellungsvermögen für die individuelle Selbsterhaltung unverzichtbar ist. Mit Hilfe der Imagination erhalten Menschen einen Vorge-schmack auf die Folgen, die mit der Wahl dieses oder jenes Handlungspfades verbunden sein könnten. Sie gewinnen Anhaltspunkte für gegenwärtige Entscheidungen, indem sie in der Vorstellung die Gratifikation bzw. Aversion vor-nehmen, die eine Zukunft bieten wird, in der etwas erworben oder nicht

11 Den Hinweis auf Shackle, auf den sich auch Beckert (2016) bezieht, verdanke ich Luhmann (1996a).

erworben, eine Handlung vollzogen oder unterlassen worden ist (Shackle 1979: 22; vgl., mit Bezug auf Shackle, Beckert 2016: 94). Was Shackles Modell aber gegenüber anderen Ansätzen auszeichnet, ist die Einsicht, dass bei Bezugnahmen auf mögliche Zukünfte nicht allein das Vorstellungsvermögen am Werk ist. Er richtet die Aufmerksamkeit auf einen zweiten, in der Literatur sonst wenig beachteten¹² Typ kognitiver Operationen, den ich unter dem Schlagwort des Realitätssinns fasse: Prozesse, in denen die Aktualisierungschancen entworfenen Ereignisse geprüft werden.

Um Shackles Modell für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit fruchtbar zu machen, entwickle ich es in drei Hinsichten weiter. Erstens übersetze ich seine Überlegungen, die in einer eher idiosynkratischen Sprache formuliert sind, in das bis hierhin aufgebaute Vokabular. Zweitens löse ich das Modell von seinem schwerpunktmäßigen Handlungsbezug, der für Shackles Phänomenologie ökonomischen Entscheidens zwar stimmig, für meine Zwecke aber zu eng ist. Mit dem Modell lässt sich, wie wir sehen werden, die Ermittlung nicht nur aussichtsreichen Handelns, sondern auch wahrscheinlichen Erlebens nachvollziehen. Drittens arbeite ich Shackles eher knappe Ausführungen zu den Wissensarten und den Prozessen, die bei der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen eine Rolle spielen, erheblich aus und verknüpfe sie mit einschlägigen sozialwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnissen. Besonderes Augenmerk lege ich dabei auf die Bandbreite und die Variabilität des verarbeiteten Wissens, die das Einfallstor bilden für die gesellschaftliche Prägung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen. Nicht alles, was ich aus Shackles Argumentation ableite oder ihr hinzufüge, mag dessen ursprünglichen Absichten entsprechen. Das erscheint mir aber insofern unproblematisch, als es dieser Arbeit, wie in der Einleitung ausgeführt, nicht um Exegese, sondern um brauchbare theoretische Werkzeuge geht.

Auf der Grundlage von Shackles Überlegungen zeige ich im Folgenden, wie Modal- und Verfügbarkeitsurteile zustande kommen. Die ersten drei Abschnitte widmen sich nacheinander den drei Arten von Wissen, die dabei involviert sind: ontologischem Wissen über den Aufbau der Wirklichkeit, empirischem Wissen über ihren Zustand und theoretischem Wissen über

12 Eine Ausnahme sind Schütz' und Luckmanns (2003: 48ff., 480ff.) Überlegungen zur Ermittlung von Durchführbarkeiten, die jedoch weniger ausgearbeitet sind als Shackles Modell.

ihre Regelmäßigkeiten.¹³ Im vierten Abschnitt beschreibe ich die Prozesse, in denen das Bewusstsein die drei Wissensformen verarbeitet, um sich einen Überblick über das Mögliche und Machbare zu verschaffen. Zum einen entwirft das Bewusstsein Ereignisse, indem es die Bausteine der Welt neu kombiniert. Zum anderen prüft es die so erzeugten Beobachtungen auf ihre Aktualisierbarkeit, indem es ermittelt, ob ihrem Werden logische, prinzipielle, situative oder lediglich handlungsförmige Hindernisse entgegenstehen.

4.2.1 Ontologisches Wissen

Die erste Wissensform, die beim Entwerfen und Prüfen von Ereignissen verarbeitet wird, ist Wissen über die Bausteine, aus denen die Wirklichkeit aufgebaut ist. Diese Bausteine bezeichnet Shackle als *Elemente* (»elements«, Shackle 1979: 2 et passim). Sie sind »building-block[s] which can serve for the delin-eation of history recorded or imagined.« (Shackle 1979: 2) Das Wissen von den unterschiedlichen Typen von Elementen, aus denen wirkliche und vorgestellte Beobachtungen bestehen können, bezeichne ich als *ontologisches Wissen* (dieser Ontologiebegriff folgt Agre 1994: 109f.).¹⁴ Die Elemente, deren Gesamtheit einen ontologischen Wissensbestand konstituiert, sind sprachliche Symbole (Shackle 1979: 120ff.). Die Sprache liefert das Material, mit dem sich Geschehenes beschreiben und (noch) nicht Geschehenes entwerfen lässt, und strukturiert so Wahrnehmung und Vorstellung (Gehlen 2016a: 47ff.; Berger/Luckmann 2021: 36ff.; Schlaudt 2022: 137ff.).¹⁵ Und tatsächlich bestehen die Beobachtungen, die das Bewusstsein thematisiert, aus nichts anderem als Sprache – sie haben keinen anderen Gehalt als die sprachlichen Zeichen, die nötig sind, um das beobachtete Geschehen zu beschreiben (Shackle 1979: 61). Sich an etwas zu erinnern oder sich etwas vorzustellen, heißt eine spezifische Kombination

13 Mit dieser idealtypischen Unterscheidung ist nicht gemeint, dass konkrete Bewusstseinsinhalte notwendig *entweder* ontologischen *oder* empirischen *oder* theoretischen Charakters sind; vielmehr ist von Mischformen auszugehen. Gemeint ist nur, dass diese drei nicht mehr aufeinander reduzierbaren Typen von Wissen am Entwerfen und Prüfen von Ereignissen mitwirken.

14 Zur jüngeren Beschäftigung mit Ontologien in den Science and Technology Studies siehe Woolgar und Lezaun (2013). Für die Erfassung gesellschaftlicher Auseinandersetzungen um ontologische Kategorien hat Frank Nullmeier (2022) den Begriff der »Ontologiepolitik« vorgeschlagen.

15 »[...] erst die Sprache ist eigentlich das endgültige Auflösungsorgan für Situationen in Einzelheiten.« (Gehlen 2016a: 199)

von Symbolen aufzurufen. Wer sich einen gelungenen Italienurlaub ausmalt, wird vielleicht an das angenehme Klima denken, an gutes Essen, bedeutende Kulturschätze usw. Die Vorstellung, ebenso wie die Erinnerung, erhält ihren Gehalt allein durch die Verknüpfung der entsprechenden Symbole, und sie gewinnt umso schärfere Konturen, je mehr Symbole miteinander verbunden werden. Dem kommt entgegen, dass die symbolischen Elemente, weil es sich um diskrete Zeichen handelt, praktisch unbegrenzt kombinierbar sind (Shackle 1979: 23f., 120f.; zu diesem Aspekt sprachlicher Zeichen auch Heider 2005: 47ff.; von Glasersfeld 1987c: 160). Die Welt, auf die wir uns bewusst (erinnernd, planend, handelnd, argumentierend usw.) beziehen, besteht also aus spezifischen Konfigurationen sprachlicher Symbole.¹⁶

Die Elemente, die dem Symbolhaushalt des Bewusstseins zur Verfügung stehen, bestimmen, welche Typen von Entitäten in Beschreibungen der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft (oder anderer, phantastischer Welten) vorkommen können. Es kann sich um Klassen von Gegenständen (einschließlich Personen), Zuständen bzw. Prozessen und Eigenschaften handeln, also beispielsweise um Bäume, Katzen, Dachziegel, Ängste, Lungenflügel, Geistliche, Linkshänder*innen, Revolutionen, Vulkanausbrüche, Ordnung, Wohlgeschmack oder Unbeliebtheit.¹⁷ Diese symbolischen Elemente konstituieren die Besetzung, die *dramatis personae* des Schauspiels, das man verfolgt und dessen künftige oder nichtrealisierte Verläufe man sich ausmalt. Ihre Gesamtheit bildet ein Verzeichnis der Entitäten, aus denen die Wirklichkeit für das jeweils beobachtende Bewusstsein aufgebaut ist. Damit bestimmt ontologisches Wissen das Beobachtungs- und Vorstellungsvermögen des Menschen:

16 Zur zwingend sprachlichen Form von Handlungsentwürfen siehe Schütz und Luckmann (2003: 293f.).

17 Shackle macht keinen ausdrücklichen Vorschlag, mit welchen Kategorien wissenschaftliche Beobachter*innen Elemente ordnen können. Die von ihm genannten Beispiele umfassen Gegenstände (im weitesten Sinne), Prozesse und Handlungen (Shackle 1979: 23f., 122). Schütz und Luckmann unterscheiden, allerdings nur beiläufig, drei Kategorien von Typisierungen: Gegenstände, Personen und Vorgänge (Schütz/Luckmann 2003: 204). Gegenstände (einschließlich Personen), Zustände bzw. Prozesse und Eigenschaften erscheinen mir als heuristisch brauchbare Kategorien zur Einordnung von Elementen, da sie die wesentlichen Dimensionen bei der Beschreibung von Situationen ausmachen. Ein definitives Kategoriensystem ist ohnehin unnötig, da es gerade darum geht, bereits existierende Kategorisierungen nachzuvollziehen. Beispielsweise bleibt es den Interpretationen der beobachteten Akteur*innen überlassen, ob eine Entität als Gegenstand oder als Person gilt (Luckmann 1980; Lindemann 1999a).

Beobachtet, vorgestellt und kommuniziert – also nicht nur dem eigenen, sondern auch anderen Bewusstsein präsentiert – werden kann nur, was sich mit den zuhandenen Symbolen darstellen lässt. Man kann sich planend, hoffend, fürchtend nur auf diejenigen Ereignisse beziehen, die man beschreiben, d.h. als spezifische Kombinationen von Elementen ausdrücken kann. So waren etwa Viren und Bakterien im Mittelalter, obwohl sie (wie man heute weiß) natürlich auch damals schon Krankheiten auslösen konnten, kein Gegenstand von Interpretationen, Prognosen und Handlungen, weil sie schlicht keinen Platz im Aufbau der Wirklichkeit hatten. Was mit den jeweils gegebenen sprachlichen Mitteln nicht symbolisierungsfähig ist, kann auch nicht Gegenstand von Kognition und Kommunikation werden: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.« (Wittgenstein 1969: 89; vgl. Luhmann 1971: 52)

Doch obwohl die Elemente sich auf die Welt beziehen, werden sie keineswegs von ihr determiniert. Die Symbole, mit denen wir tatsächlich Geschehenes beschreiben und uns (noch) nicht Geschehenes ausmalen, stehen in keinem zwingenden Entsprechungsverhältnis zum »objektiven«, etwa physikalischen, Aufbau der Wirklichkeit. Vielmehr sind sie Produkte individueller und kollektiver Sinnverarbeitung (Shackle 1979: 120; Schütz/Luckmann 2003: 55, dort auch Fn. 2).¹⁸ Zwar muss sich der jeweils gewählte Katalog wirklichkeitskonstituierender Elemente in der jeweiligen Praxis bewähren, wenn an ihm festgehalten werden soll (Shackle 1979: 120). Es darf nicht der Eindruck entstehen, dass etwaige Enttäuschungen bei der Verwirklichung von Plänen und der Kommunikation mit Anderen von einem grundlegenden Missverstehen des Aufbaus der Wirklichkeit herrühren. Insofern ist der Symbolhaushalt nicht völlig unabhängig von der Welt, deren Beschreibung er dient. Diese Minimalanforderung können aber zahllose Elementenkataloge gleichermaßen erfüllen.

Die weitgehende Unabhängigkeit der Elemente von der Welt erlaubt eine ungeheure Vielfalt von Symbolrepertoires. Zurecht betrachtet Shackle die Möglichkeit der Hervorbringung immer neuer Kategorien, mit denen sich die Welt fassen lässt, als Quelle schöpferischer Freiheit (Shackle 1979: 120). Freilich kann man mit einiger Plausibilität annehmen, dass in der Entwicklung der menschlichen Sprache wie auch im kindlichen Spracherwerb die am frühesten entstandenen bzw. erworbenen Elemente auf konkrete, klar

18 Die wissenschaftlich-technische Konstitution von Objekten, die zu Elementen ontologischen Wissens werden, untersuche ich in Teilkapitel 6.4 ausführlich.

umrissene Gegenstände in der Außenwelt in einer mit bloßem Auge erfassbaren Größenordnung bezogen sind. Denn für das unmittelbare Überleben zuvorderst relevant sind Objekte, die sich im Raum von ihrem Hintergrund abheben und sich berühren lassen: Nahrungsmittel, Gefahrenherde, Werkzeuge, Behausungen, Familienmitglieder, Freund*innen und Feind*innen. Ihre sicht- und greifbare Körperlichkeit verleiht diesen Objekten zugleich einen unbestreitbaren Wirklichkeitscharakter. Aber auch wenn solche Konkreta phylo- und ontogenetisch die ersten Entitäten sein sollten, für deren Kategorisierung sprachliche Symbole erzeugt bzw. erworben werden, sind sie gewiss nicht die letzten. Weil das Repertoire situationsbeschreibender Elemente vom ›objektiven‹ Aufbau der Welt nicht determiniert wird, ist es weder auf die Größenordnung des technisch ununterstützten Auges noch auf die Außenwelt noch auf die Einfachheit konkreter Gegenstände festgelegt. Shackle (1979: 56), Schütz und Luckmann (2003: 209f.) sowie Luhmann (2008: 180f.) weisen darauf hin, dass Elemente sich beliebig und unbegrenzt in kleinteiligere Elemente zerlegen lassen. Umgekehrt muss daher auch jedes Element als Bestandteil einer größeren und umfassenderen Entität darstellbar sein. Entsprechend ist die Größenordnung der Elemente in beide Richtungen offen. Problemlos lassen sich Entitäten thematisieren, die zu klein (Moleküle, Atome, Elementarteilchen) oder zu groß sind (Sonnensystem, Milchstraße, Lokale Gruppe), um sie mit bloßem Auge erkennen zu können. Ebenso kann die Wirklichkeit, auf die man sich bezieht, aus Elementen ohne jede räumliche Ausdehnung bestehen. Ein Beispiel ist das reichhaltige Vokabular, auf das Menschen bei der Beschreibung aktueller und vorgestellter Zustände ihrer »Fakteninnenwelt« zurückgreifen (Gehlen 2016b: 122ff., Zitat 122). In dieser »Fakteninnenwelt« kommen Sorgen, Ängste, Sehnsüchte, Neid, Gewissensbisse usw. vor – Dinge also, deren Wirklichkeitsstatus und Relevanz nicht von der Auffindbarkeit (der sich etwa die Hirnforschung verschreibt) eines physischen Korrelats in der Außenwelt abhängen. Weiterhin sind die Elemente, mit denen sich die Welt beschreiben lässt, nicht auf die Einfachheit leicht abgrenzbarer Gegenstände wie Äpfel und Birnen beschränkt. Man kann sich ebenso auf komplexe Gegenstände beziehen, d.h. auf Abstrakta, Relationen zwischen und Aggregate aus einzelnen Elementen, beispielsweise auf Freiheit, Würde oder die Gesellschaft (Schütz/Luckmann 2003: 215f.).¹⁹

19 Dabei kann man ausklammern, dass diese komplexen Elemente bei näherer Betrachtung in eine Vielzahl einfacherer Elemente zerfallen, aus denen sie einstmals konstituiert bzw. in die sie einmal zerlegt wurden. Man kann, mit anderen Worten, eigentlich

Weil die Welt nicht diktiert, mit welchen Elementen sie sich fassen lässt, ist deren Vielfalt praktisch unbeschränkt. Diese Offenheit bildet die Voraussetzung der in Abschnitt 3.2.2 dargelegten unbegrenzten Thematisierbarkeit von Ereignissen in der Sachdimension, sei es bei der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen oder anderweitig.

Die Nichtdeterminiertheit ontologischen Wissens durch die Welt zeigt sich auch in der Zeit, nämlich als Wandlungsfähigkeit von Elementenkatalogen (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 385f.). Nicht nur bestehen offensichtliche Unterschiede bei den gesellschaftlich dominanten Elementenkatalogen, auf deren Grundlage Menschen zu unterschiedlichen Zeiten die Welt interpretieren und sich Ereignisse vorstellen: Mag für den mittelalterlichen Menschen die Welt angefüllt sein mit Heerscharen unsichtbarer Teufel und Dämonen, so bestehen die »unsichtbaren Massen« in modernen westlichen Gesellschaften eher aus Viren und Bakterien (Canetti 2014: 46ff., Zitat 46). Auch innerhalb individueller Lebensverläufe wandelt sich der Bestand der verwendeten Elemente. Manchen einst für real gehaltenen Elementen wird der Wirklichkeitsakzent entzogen, sie scheiden aus der Realität aus. Kinder gelangen irgendwann zu der Einsicht, dass es Christkind und Osterhase nicht gibt und dass vergangene und künftige Geschenke das Werk der Eltern oder anderer wohlmeinender Menschen sein müssen. Andere Entitäten treten in den Kreis der wirklichkeitskonstituierenden Elemente ein. Man lernt, sich die Hände auch dann zu waschen, wenn sie nicht sichtlich schmutzig sind, um sich gefährliche Keime vom Leib zu halten. Die historische und biographische Wandelbarkeit von Elementenkatalogen wirft die Frage auf, warum die Welt in bestimmten sozialen Zusammenhängen gerade aus diesen und nicht aus anderen Elementen besteht und wie dieser Wirklichkeitsaufbau stabil gehalten wird. Wir kommen in Kapitel 5 darauf zurück.

Ontologisches Wissen, so sei hier festgehalten, ist Wissen über die Elemente, aus denen die Wirklichkeit aufgebaut ist. Es umfasst ein Repertoire

»polythetisch«, also aus Vielheiten aufgebaute Bewusstseinsinhalte auch »monotheistisch« fassen, d.h. als Einheiten (Schütz/Luckmann 2003: 91f., Zitate 91; Schütz 1970: 78ff.; vgl. aus radikalkonstruktivistischer Perspektive von Glasersfeld 1987c: 160). Das schafft kognitive Entlastung, weil man sich denkend, handelnd und kommunizierend auf Abstrakta beziehen kann, etwa auf Freiheit, als wären sie Konkreta wie eine Banane. Im Bedarfsfall lassen sich diese Einheiten (erneut) in Vielheiten von Elementen zerlegen, etwa wenn man einen verdinglichten Freiheitsbegriff kritisiert und als Alternative ein komplexeres Freiheitsverständnis anbietet.

sprachlicher Symbole, mit deren Hilfe Geschehenes und Nichtgeschehenes beschrieben werden kann. Obwohl ontologisches Wissen nicht ganz unabhängig von der Welt ist, wird es von ihr nicht determiniert. Das sieht man an der Vielfalt der Elemente, die ontologische Wissensbestände umfassen können, und an ihrer zeitlichen Variabilität. Wenden wir uns nun dem zweiten Typ von Wissen zu, der in Shackles Modell eine Rolle spielt.

4.2.2 Empirisches Wissen

Ontologisches Wissen liefert, wie die bisherigen Überlegungen verdeutlicht haben, das Vokabular für Beschreibungen konkreter Gegenwarten und Vergangenheiten. Diese Beschreibungen sind die zweite Wissensform in Shackles Modell. Shackle spricht von »The News: impressions interpreted as reports from a field.« (Shackle 1979: 2) Ich bevorzuge die Bezeichnung *empirisches Wissen*, die den für die Geltung dieses Wissens unverzichtbaren Bezug zur sinnlichen Erfahrung betont. Empirisches Wissen im hier vertretenen Sinne ist Wissen darüber, was zu einem bestimmten Zeitpunkt der Fall ist – Wissen über die konkreten Konstellationen, in denen die Elemente der Wirklichkeit angeordnet sind.²⁰ Bewusstseinsereignisse erzeugen empirisches Wissen, indem sie die Wirklichkeit im Rückgriff auf ihr ontologisches Wissen lesen, also sinnförmige Interpretationen (Beobachtungen) der registrierten Sinneseindrücke anfertigen. Durch symbolisch operierende Typisierung, mithin durch Zuordnung auf den verfügbaren Elementenkatalog wird der noch weitgehend ungeordnete Strom optischer, akustischer, taktiler, olfaktorischer etc. Reize, dem der Mensch ausgesetzt ist, in eine sinnhafte Beschreibung mit identifizierbaren Bestandteilen überführt (Shackle 1979: 120f., 146; Schütz/Luckmann 2003: 30; Gehlen 2016a: 67f.; Ihde 1990: 93). Diesen Prozess, bei dem Wahrnehmungen im Lichte wahrnehmungsvorgängiger Kategorien interpretiert werden, kann man in einer von der Informatik inspirierten Sprache auch als »*production of data points*« beschreiben, unabhängig davon, ob er maschinell unterstützt wird oder nicht (Eyert et al. 2022: 29).

20 Empirisches Wissen ist, streng genommen, stets auf die Vergangenheit bezogen, selbst wenn es die Gegenwart thematisiert (»Es schneit gerade«). Denn in dem Moment, in dem sinnliche Wahrnehmungen sinnhaft interpretiert werden, liegen sie schon in der Vergangenheit: »Alle Fixierung von Ereignissen muß diese Ereignisse als Vergangenheit behandeln, so klein oder groß der Zeitabstand auch sein mag.« (Bubner 1984: 18)

Empirisches Wissen tritt in vielfältigen Formen auf. Auf fünf Dimensionen dieser Vielfalt sei kurz eingegangen. Erstens kann empirisches Wissen in qualitativer oder quantitativer Form vorliegen. Qualitative Beschreibungen drücken den Zustand der Wirklichkeit in natürlicher Sprache aus (»es ist warm«), quantitative Beschreibungen zahlenförmig (»die Temperatur beträgt 31,4 °C«). Quantitative Beschreibungen markieren Unterschiede in Begriffen des Mehr und Weniger und machen Elemente so präzise vergleichbar, sei es mit früheren oder späteren eigenen Zuständen oder mit anderen Elementen derselben ontologischen Kategorie (Espeland/Stevens 2008: 408; Mau 2017: 27).

Empirisches Wissen kann zweitens mehr oder weniger stark aggregiert sein, d.h. sich entweder direkt auf die Welt oder auf davon unterschiedene vorgängige Beschreibungen beziehen. Ein Großteil des alltäglich relevanten empirischen Wissens wird durch direkte Interpretationen der Welt erzeugt. Man sieht auch ohne mehrstufige Analysen, dass der Kühlschrank leer ist. Andere empirische Wissensbestände entstehen dagegen durch die Zusammenführung und Auswertung bereits existierender Beschreibungen, die ihrerseits aus Aggregationsvorgängen hervorgegangen sein können. Politisch bedeutsame Informationen etwa über wirtschaftliches Wachstum, Arbeitslosigkeit oder die Inzidenzrate von Infektionen lassen sich nicht mit dem Lineal ablesen, sondern müssen durch die mehrschrittige Weiterverarbeitung von Beobachtungen produziert werden (Mayntz 2017: 7f.).

Drittens kann empirisches Wissen auf Zeitpunkte oder auf Sequenzen bezogen sein. Beschreibungen können, nach dem Vorbild (oder auch im Medium) einer Photographie, den Zustand der Wirklichkeit in einem spezifischen Moment festhalten. Oder sie operieren als »Wirklichkeitserzählungen« und beschreiben, wie sich eine Elementenkonstellation im Zeitverlauf verändert, indem sie mehrere punktuelle Beschreibungen in eine serielle Ordnung bringen (Klein/Martínez 2009). Dafür bieten sich neben der narrativen auch tabellarische und graphische Formen an, man denke nur an die omnipräsenten Inzidenzkurven während der COVID-19-Pandemie.

Empirisches Wissen ist viertens in unterschiedlichem Maße formalisiert, also in seiner Erzeugungs- und Darstellungsweise ausdrücklichen Regeln unterworfen. In vielen Bereichen des Alltags muss man sich keine Gedanken darüber machen, wie man Sachverhalte registriert und ggf. dokumentiert. Dagegen sind die Beobachtungsschritte in Kontexten, in denen es auf genaue, verlässliche und vergleichbare Beschreibungen ankommt, oft genau definiert, beispielsweise bei medizinischen Untersuchungen oder technischen Sicherheitsprüfungen. Darauf komme ich in 5.2.2 zurück.

Die Produktion empirischen Wissens wird fünftens unterschiedlich stark durch technische Artefakte unterstützt. Was der Fall ist, lernt man oft ohne jede technische Unterstützung aus der sinnlichen Wahrnehmung der Welt. In anderen Fällen unterstützen Artefakte die sinnliche Wahrnehmung, in wieder anderen zeichnen sie das Verhalten der zuvor definierten Elemente eigenständig auf (für einige Beispiele automatisierter Datenerhebung siehe Grafenstein et al. 2018: 30ff.). Auf die Rolle von Technik bei der Erzeugung empirischen Wissens gehe ich in Teilkapitel 6.3 genauer ein.

In gegenwärtigen Gesellschaften scheint empirisches Wissen in wachsendem Maße den jeweils zweitgenannten Polen in den fünf Dimensionen zuzuneigen: Die Zustände von Elementen(konstellationen) erfahren wir immer öfter aus quantitativen, aggregierten, sequentiellen, formalisierten und automatisiert erzeugten bzw. aufbereiteten Beschreibungen. Repräsentativ für diesen Trend ist die aktuelle Popularität digitaler Dashboards, die Informationen nach dem Vorbild von Armaturenbrettern darstellen, etwa über die Arbeitsleistung von Beschäftigten (Raffetseder et al. 2017: 236f.; Nyckel 2020: 22ff.), die Nutzung von Websites (Mühlhoff 2018: 560), den Verlauf der COVID-19-Pandemie, die Energieversorgung oder den Klimawandel.²¹

Unabhängig von der Form, in der empirisches Wissen dargereicht wird, bleiben die Voraussetzungen seiner Geltung stets dieselben. Um Glaubwürdigkeit beanspruchen zu können, muss empirisches Wissen als vorgefunden, nicht als gemacht gedeutet werden. Es muss, obwohl es den Leistungen eines Bewusstseins bzw. maschinellen Äquivalenten solcher Leistungen entstammt, der Welt zugerechnet, d.h. als Folge von Erleben und nicht von Handeln dargestellt werden (Shackle 1979: 11f.; Luhmann 1990a: 140ff., 221ff.). Glaubwürdig ist empirisches Wissen, wenn man annehmen kann, dass die beschriebenen Zustände und Konstellationen von Elementen unabhängig von der vorliegenden Beschreibung, unabhängig sogar von jeder Beschreibung bestehen (Habermas 1998: 193ff.). Empirisches Wissen muss mithin anonymisierungsfähig erscheinen, als prinzipiell ablösbar vom konkreten beobachtenden Bewusstsein und zugänglich für alle Bewusstseine (Luhmann 1990a: 143, 1971: 87f.; vgl. Schütz 1945: 566f.).

Zu dieser Anonymisierbarkeit trägt zum einen die Referenz auf sinnliche Evidenz bei. Empirisches Wissen gilt als verlässlich, soweit es als Folge eines

21 Beispiele für die letzteren drei Gegenstandsbereiche bieten die Internetauftritte der Wochenzeitung *Die Zeit* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in den vergangenen Jahren.

beobachtungsunabhängig gedachten Geschehens erscheint, das jeder hinreichend empfindsamen Entität – sei sie ein Mensch, ein anderes Lebewesen oder ein Apparat – seine objektiven Spuren aufdrückt (zur kognitiven Behandlung von Wahrgenommenem als Spur von Wahrnehmungsunabhängigem Heider 2005). Anzunehmen, dass etwas der Fall ist, heißt davon auszugehen, dass jede andere Entität in derselben raumzeitlichen Lage und mit vergleichbaren sensorischen Fähigkeiten dasselbe wahrnehmen würde.²² An der Anonymisierbarkeit empirischen Wissens wirkt zum anderen die Sprache mit. Durch die Darstellung in einem relativ stabilen, situationsübergreifenden Vokabular (also im Rückgriff auf ontologisches Wissen) werden Erfahrungen von allen nicht symbolisierungsfähigen Einzigartigkeiten bereinigt und so in eine mitteilbare, für alle Sprecher*innen der jeweiligen Sprache zugängliche Form gebracht (Berger/Luckmann 2021: 40f., 72f.; vgl. Schütz/Luckmann 2003: 375ff.; Mead 1932: 142; Luhmann 2008: 147). Selbst wenn ich niemandem davon erzähle, gewinnt mein an sich einzigartiges sensorisches Erleben durch Versprachlichung einen allgemeinen Charakter.²³ Zusammen wirken die Referenz auf sinnliche Evidenz und die Versprachlichung darauf hin, dass empirisches Wissen als Ausdruck einer perspektivenunabhängig bestehenden Wirklichkeit erscheinen kann, die sich bei vergleichbaren Bedingungen jedem erlebenden Bewusstsein auf dieselbe oder ähnliche Weise darbieten würde. Nur solange es diesen Eindruck aufrechterhält, bildet empirisches Wissen,

22 Auf den ersten Blick scheint empirischem Wissen über die Innenwelt die geltungssichernde Referenz auf sinnliche Evidenz zu fehlen. Schließlich geht man davon aus, dass die eigenen Gefühle und Gedanken nur dem eigenen Bewusstsein zugänglich sind. Aber auch wer Tatsachen der Innenwelt festhält (»das macht mich traurig«), behandelt diese als objektive Geschehnisse. Man geht davon aus, dass das eigene Innenleben ein interpretationsunabhängig existierendes Geschehen ist, über das man positive Aussagen treffen kann – man trennt sich in der Selbstbeobachtung also auf in ein beobachtendes »I« und ein beobachtetes, objektivierbares »Me« (zu dieser Mead'schen Unterscheidung Schütz 1945: 540f.) Wer sich insgeheim vor Hunden fürchtet, geht davon aus, dass diese Furcht auch dann fortbesteht, wenn man ihr gerade keine Aufmerksamkeit zuwendet. Ebenso behandelt man Ereignisse in der Innenwelt der Anderen als empirische Tatsachen, attestiert ihnen also objektive Wirklichkeit, selbst wenn keine oder nur wenige äußere Anzeichen Rückschlüsse auf sie erlauben. Auch die Entwicklung technischer Verfahren zur Messbarmachung des Innenlebens, etwa des »Lügendetektors« bzw. Polygraphen (Fischer et al. 2020), beruht auf der Annahme objektiver, prinzipiell mehr als nur einer Beobachterin zugänglicher innerer Geschehnisse.

23 In dieser dekontextualisierenden Wirkung ähnelt Sprache, wie Halfmann (2005: 232) anmerkt, der Technik. Auf die Ähnlichkeit komme ich in Kapitel 6 zurück.

wie ich in 4.3.1 zeigen werde, einen zentralen Anhaltspunkt für die Prüfung vorgestellter Ereignisse.

Trotz der Referenz auf eine beobachtungsunabhängige Wirklichkeit wird empirisches Wissen, ähnlich wie ontologisches, nicht durch die Welt determiniert. Denn seine Erzeugung ist kein passives Aufnehmen, selbst wenn sie sich so darstellen muss, sondern ein aktives Ausdeuten. Diese Aktivität verfügt über beträchtliche Freiheitsgrade gegenüber der Welt, die ich anhand von vier Aspekten verdeutlichen möchte. Erstens hängt die Produktion empirischen Wissens, wie gezeigt, vom jeweils vorausgesetzten ontologischen Wissen ab. Ein und dasselbe Geschehen kann daher auf unterschiedliche Arten und Weisen interpretiert werden. So erkennt die Ornithologin einen Kiebitz, wo der Laie nur einen mittelgroßen Vogel sieht (zur Unterscheidung ontologischen Laien- und Expertenwissens siehe 5.2.1). Zweitens ist die sensorische Erfahrung in der Regel insofern unterbestimmt, als sie mehrere Deutungen zulässt. Dass meinem Gegenüber die Nase läuft, kann auf eine Erkältung, aber auch auf eine Allergie hinweisen. Die oben erwähnte Formalisierung von Beobachtungsschritten dient gerade auch dazu, die Vielfalt von Deutungen einzuschränken und so zu verlässlichen Feststellungen über die Wirklichkeit zu gelangen. Drittens ist der Fokus, auf den man bei der Erzeugung empirischen Wissens seine Aufmerksamkeit lenkt, abhängig von variablen Relevanzstrukturen (dazu allgemein Schütz 1970, ausführlich diskutiert in 4.3.2 und Kapitel 5). Nur durch Fokussierung auf wenige Gesichtspunkte lassen sich aus der überwältigenden Masse sensorischer Daten verwertbare Informationen gewinnen. So interessieren sich z.B. Allergiker*innen, Veganer*innen und religiöse Menschen aus unterschiedlichen Gründen für unterschiedliche Arten von Zutaten in Lebensmitteln, während viele andere überhaupt nicht genauer hinsehen. Was man für eine wahre Beschreibung gegenwärtiger oder vergangener Zustände der Wirklichkeit hält, hängt viertens von Einschätzungen über die Glaubwürdigkeit der Quellen ab. Man kann die Aussagen der Anderen als Irrtümer oder Lügen, die Angaben von Apparaten als Messfehler und sogar die eigenen Wahrnehmungen als Illusionen oder Halluzinationen beurteilen und so als Grundlagen empirischen Wissens disqualifizieren. Ein typischer Anlass für solche Glaubwürdigkeitseinschätzungen entsteht, wenn direkte Widersprüche zwischen einzelnen empirischen Aussagen festgestellt werden (Schütz/Luckmann 2003: 216ff.; Schmidl 2019: 106f.).

Relativ unabhängig vom (ohnehin nur als Fiktion greifbaren) objektiven Sosein der Welt ist empirisches Wissen also u.a. wegen der Vielfalt ontologischer Kategorien, der Unterbestimmtheit sensorischer Erfahrung, der Va-

riabilität von Relevanzstrukturen und der Möglichkeit, jede Aussage in Zweifel zu ziehen. Wie bei ontologischem Wissen findet diese relative Freiheit ihre Grenze an den praktischen Erfordernissen des Alltags. Wenn Handlungsentwürfe scheitern, kommt bei der Ursachenforschung auch die Richtigkeit der jeweiligen empirischen Annahmen in den Blick. Nur bedeutet das nicht, dass man sich nach einigen Fehlversuchen zu vollständig korrekten Beschreibungen der Wirklichkeit emporgeirrt hätte, sondern nur, dass offensichtlich falsche Annahmen mit einiger Wahrscheinlichkeit irgendwann verworfen werden. Auch bieten, wie ich in 5.1.2 zeige, bestimmte soziale Kontexte einen erhöhten Schutz gegen die Einwände nicht nur der Wirklichkeit, sondern auch der Anderen.

Empirisches Wissen macht, wie ich gezeigt habe, Aussagen über den Zustand der Wirklichkeit zu bestimmten Zeitpunkten. Es ist das Produkt einer symbolisch operierenden Typisierung von Sinneseindrücken im Rückgriff auf ontologische Kategorien. Es kann in qualitativer oder quantitativer Form auftreten und variiert im Grad seiner Aggregation, seinen zeitlichen Bezügen, dem Maß seiner Formalisierung und der Mitwirkung von Artefakten. Seine Glaubwürdigkeit beruht auf Anonymisierung, d.h. dem Eindruck des beobachtungsunabhängigen Wirklichseins der beschriebenen Elementenkonstellation. Doch obwohl empirisches Wissen sich auf die Welt bezieht, wird es durch sie nicht determiniert. Nun können wir zum dritten Typ von Wissen in Shackles Modell übergehen.

4.2.3 Theoretisches Wissen

Um die Möglichkeit und Machbarkeit der aus Elementen komponierten Ereignisse ermitteln zu können, müssen Bewusstseine auf *Theorien* zurückgreifen. Diese bilden die dritte Variable in Shackles Modell. Er fasst sie unter der Bezeichnung »The Scheme« und versteht darunter »an account of the geometry (formal coherence) of the field, in terms of the arrangement-possibilities of abstract, typical, constant *elements*.« (Shackle 1979: 2) Es handelt sich wesentlich um ein Wissen »of *what can follow what*.« (Shackle 1979: 20) Shackles Ausführungen hierzu sind zwar recht knapp, doch sie machen klar, worum es geht: um generalisierte Annahmen über das typische Verhalten von Elementen, bzw. von Konstellationen von Elementen, also um typische Ereignisabfolgen. Weil dieses Wissen mit dem Anspruch auf Gültigkeit über den Einzelfall hinaus auftritt, schlage ich vor, statt von »Scheme« oder Schema schlicht von *Theorie* zu sprechen, auch dann, wenn es den Anforderungen an wissenschaftliche Theo-

rien nicht genügt (zur Allgemeinheit als Merkmal von Theorien Kant 1977: 127; Mead 1917: 209; Rip 2006: 349; Abend 2008: 177).²⁴ Im Folgenden bestimme ich näher, wodurch theoretisches Wissen sich auszeichnet, welche Vielfalt es aufweist und in welchem Verhältnis es zur Wirklichkeit und zu anderen Theorien steht. Dadurch lässt sich später genauer nachvollziehen, wie Gesellschaften, und insbesondere Wissenschaft und Technik, theoretisches Wissen und, auf diesem Wege, die Konstruktion von Möglichkeitshorizonten prägen.

Theoretisches Wissen definiert ein Repertoire typischer Verhaltensweisen für die jeweils behandelten Elemente oder Elementenkonstellationen – gewissermaßen das Drehbuch für die unterschiedlichen Figuren des Schauspiels, das man verfolgt und in der Vorstellung fortspinnt. Es ist fundamental auf die *Zeitdimension* bezogen. Wenn, wie wir oben gesehen haben, Elemente Symbole sind, dann liefern Theorien die zugehörigen Transformationsregeln.²⁵ Sie machen Aussagen über die Entwicklungen, die Elemente oder Elementenkonstellationen eines bestimmten Typs üblicherweise durchmachen (das schließt Aussagen über Nichtveränderung mit ein). Ausgehend von empirischem Wissen über den Zeitpunkt t_1 wird es daher möglich, Rückschlüsse über den nachfolgenden Zustand bei t_2 und den vorhergehenden Zustand bei t_0 zu ziehen. Man kann die Pfade, die Theorien ihren Gegenständen durch die Zeit bahnen, mithin in beide Richtungen abschreiten und so zu Erklärungen und Vorhersagen gelangen (Gelman/Legare 2011: 382).²⁶ Für die Erfüllung dieser Funktion ist es im Übrigen unerheblich, ob die Annahmen sich mit denen externer, etwa soziologischer Beobachter*innen decken. Auch die Vorstellungen, die magischen Praktiken zugrunde liegen, sind aus der hier eingenommenen Perspektive theoretisches Wissen (Baecker 2016: 71; Gelman/Legare 2011: 388ff.).

Wie bereits angeklungen ist, zeichnet sich theoretisches Wissen durch seine *Abstraktheit* aus. Jedes empirisch beobachtbare Geschehen ist, vom Standpunkt der Theorie aus, nur ein Fall, eine besondere Instanz des Allgemeinen (Mead 1917: 198). So stellt das Herabfallen eines Apfels für die Physik nur einen

24 Dieser Theoriebegriff ist maximal weit gefasst. Er umfasst daher sowohl die durch Spezialist*innen verwalteten, für Außenstehende unzugänglichen Wissensbestände, für die Berger und Luckmann (2021: 70) den Ausdruck »theoretisches Wissen« reservieren, als auch das von ihnen als »vortheoretisch« klassifizierte Alltagswissen.

25 Auch Shackle (1979: 36) spricht von »transformations«.

26 Das Bild des Abschreitens vorgestellter Geschehensabläufe stammt von Shackle (1979: 91). Ich werde es im Laufe dieser Arbeit immer wieder aufgreifen. Vgl. die ähnliche Metapher der *periodeusis*, des inspizierenden Umkreisens der eigenen Vorstellungen, bei Schütz (1970: 20f. et passim, siehe auch das Glossar in 2004: 381).

Anwendungsfall der Schwerkraft neben unendlich vielen anderen dar. Möglich wird ein solches abstraktes Wissen in einer Welt, die nur aus Fällen und nicht aus den die Fälle subsumierenden Regeln besteht, erst durch die »Fähigkeit der *Trennung von Wesen und Dasein*«, die Scheler als »Grundmerkmal des menschlichen Geistes« beschreibt (Scheler 2010: 38). Wer sich um theoretische Einsichten bemüht, nimmt eine Unterscheidung vor zwischen der empirischen Fülle des einzelnen Geschehens (in Schelers Diktion: seinem Dasein) und den dahinterliegenden Prinzipien, die diesen Typ von Geschehen (sein Wesen) allgemein charakterisieren. Indem das Bewusstsein aus dieser empirischen Fülle alles herausstreicht, was es für akzidentiell beiwerk hält, gelangt es zu fallübergreifenden Regelmäßigkeiten (Scheler 2010: 38 mit Bezug auf Husserl). Mit zunehmendem Raffinement der Theoriebildung wird diese Reduktion verstärkter methodischer Kontrolle unterworfen. Mathematische Verfahren, etwa die einfache Ermittlung arithmetischer Mittelwerte aus mehreren Beobachtungen oder aufwendigere Kovarianzanalysen, und ihre zunehmende Automatisierung sind bekannte Beispiele für die Technisierung und Sensitivitätssteigerung der »Mustererkennung« (Nassehi 2019a: 31ff., 54ff., Zitat 54 et passim). Auch qualitative Forschung bemüht sich um die Aufdeckung des Regelmäßigen in den beobachteten Fällen und bedient sich hierfür standardisierter Methoden (Lindemann 2018: 277f.; Nassehi 2019a: 56f.). Mit der Rolle von Wissenschaft und Technik in der Erzeugung theoretischen Wissens werden wir uns in Kapitel 6 eingehend beschäftigen.

Das durch Abstraktion gewonnene theoretische Wissen über das typische Verhalten von Elementen, das für Modal- und Verfügbarkeitsurteile unverzichtbar ist, weist eine ungeheure Vielfalt auf. Das sei an drei Dimensionen verdeutlicht. Unterscheiden kann man theoretisches Wissen erstens im Hinblick auf den *Typ der Elemente*, auf den es sich bezieht. Grundsätzlich lässt sich über jedes Element, über jede Konstellation von Elementen theoretisches Wissen erzeugen. Viele Annahmen über abstrakte Verhaltensregelmäßigkeiten beziehen sich auf unbelebte und belebte Materie, z.B. auf Mineralien, Pflanzen und Tiere. Gegenstand theoretischen Wissens können aber auch Menschen sein, etwa bestimmte Typen von Funktionsträger*innen, und Anordnungen von Menschen, beispielsweise Organisationen (Shackle 1979: 20; vgl. Schütz/Luckmann 2003: 547ff.). Man hat Vorstellungen über das typische Verhalten von Polizist*innen, Taxifahrer*innen oder Ärzt*innen, die auch ohne Kenntnis der konkreten Person Orientierung bieten. Theoretisches Wissen kann sich ferner auch auf das Selbst und das eigene Erleben und Handeln beziehen. Menschen haben ein abstraktes Wissen über die typischen

Transformationen, die sie selbst durchmachen – sei es, weil sie sich selbst als Anwendungsfall einer allgemeinen Theorie (als Mensch, Frau, Linkshänderin) betrachten, oder durch Generalisierung eigener Erfahrungen. Man weiß, dass man älter und irgendwann einmal sterben wird (Schütz/Luckmann 2003: 83), dass man einen Wechsel von Schlaf- und Wachzuständen durchlebt, von manchen Lebensmitteln Bauchschmerzen bekommt usw. Ebenso besitzen Menschen theoretisches Wissen über die Arten von Transformationen, die sie selbst auslösen können. Sie haben Vorstellungen davon, welche Typen kognitiver, kommunikativer, sensomotorischer usw. Leistungen sie einigermaßen verlässlich abrufen könnten, wenn sie wollten, also ob sie etwa bestimmte Rechenaufgaben lösen, sich in einer Fremdsprache verständlich machen oder ein Auto lenken könnten.

Theoretisches und ontologisches Wissen können in einem engeren oder loserem Verhältnis zueinander stehen. Viele Theorien, gerade die alltäglichen, haben Elemente zum Gegenstand, mit denen man ohnehin vertraut ist. Wenn man beispielsweise etwas Neues über das Verhalten von Hauskatzen lernt, kann man dieses Wissen einfach einem bereits bekannten Typ von Lebewesen zuordnen. Andere Theorien bringen dagegen ihren eigenen Elementenkatalog, eigene »ontological commitments« mit (Gelman/Legare 2011: 381). Sie definieren zunächst den elementaren Aufbau des Wirklichkeitsbereichs, mit dem sie es zu tun haben, und bestimmen dann das Verhalten und die Verhältnisse der eingeführten Entitäten (vgl. Berger/Luckmann 2021: 186f.). Je nach der Theorie, auf die man sich gerade stützt, wird die beobachtete Welt daher auf unterschiedliche Art und Weise in Elemente zergliedert (Shackle 1979: 20, 148). So kann ein und derselbe Himmel für eine Kosmologie als abgeschlossene Kuppel erscheinen, für eine andere dagegen als offene Unendlichkeit (Ihde 1990: 42f.). Basale theoretische Annahmen über das Verhalten von Elementen können sich auch in deren Namen niederschlagen. Bezeichnungen wie Flaschenöffner, Kühlschrank, Ladekabel, aber auch WIMPs (weakly interacting massive particles, postulierte Elementarteilchen) verweisen darauf, was das bezeichnete Ding üblicherweise tut. Dass gerade technische Artefakte oft Hinweise auf ihr typisches Verhalten im Namen tragen (Schulz-Schaeffer 2022: 187), dürfte damit zusammenhängen, dass ihre Existenz, ihr Wert und ihre Neuheit zumeist mit ihrer Funktion gerechtfertigt werden.

Theorien unterscheiden sich zweitens hinsichtlich der Menge von Elementen, die sie berücksichtigen, d.h. ihrer *Komplexität*. Die einfachste Form theoretischen Wissens beschränkt sich auf Aussagen über das typische Verhalten eines einzelnen Elements, ohne dessen Beziehungen zu anderen Elementen

zu thematisieren. Hierzu zählt das Alltagswissen: Menschen und alle anderen Organismen altern, manche Lebensmittel verderben schnell, andere halten sich länger, die Sonne geht auf und wieder unter. Komplexere Theorien etablieren Beziehungen zwischen Elementen(konstellationen) in der Zeit. Diese Beziehungen können als Korrelation aufgefasst werden, d.h. als regelmäßiger zeitlicher Zusammenhang zwischen einem Ereignistyp (einem Zustand eines Elements oder einer Elementenkonstellation) und einem anderen Ereignistyp. Ein Ereignis fungiert dann als Anzeichen für das Auftreten des anderen: Wo Rauch ist, wird auch Feuer sein; wenn die mir zugewandte Ampel auf Grün springt, sollte der kreuzende Verkehr Rot haben; spätestens beim ersten Schnee brechen die letzten Zugvögel in den Süden auf. Für einen beträchtlichen Teil des theoretischen Wissens, anhand dessen wir uns im Alltag orientieren, sind niedrige und mittlere Komplexitätsniveaus völlig ausreichend – man weiß, wie sich etwas üblicherweise verhält und welches Ereignis auf ein anderes folgt, ohne genau angeben zu können, warum (Schütz 1946).

Einen höheren Komplexitätsgrad erreichen Theorien, wenn sie zeitliche Beziehungen zwischen Elementen(konstellationen) als Kausalbeziehungen deuten. Eine nach dem temporalen Schema von Vorher und Nachher geordnete Menge von Ereignissen wird dann nach dem kausalen Schema von Ursache und Wirkung interpretiert (Lindemann 2008: 118).²⁷ Als Ursachen werden dabei, wie von Glasersfeld herausarbeitet, diejenigen Elemente behandelt, die mitwirken müssen, damit eine Elementenkonstellation sich in eine bestimmte Richtung entwickelt, und bei deren Abwesenheit diese Entwicklung nicht auf dieselbe Art und Weise stattfinden kann (von Glasersfeld 1987e: 42ff.). Theoretisches Wissen bestimmt auch den Typ des unterstellten Ursache-Wirkungs-Zusammenhangs: Ereignis A kann Ereignis B auslösen oder verhindern, fördern oder hemmen, beschleunigen oder verzögern usw. Auch bei der geläufigen Unterscheidung von notwendigen und hinreichenden Bedingungen handelt es sich um eine solche Typisierung von Kausalverhältnissen. Eine Theorie kann außerdem spezifizieren, ob sie ein unterstelltes Kausalverhältnis deterministisch (immer wenn A, dann B) oder probabilistisch (je mehr A, desto wahrscheinlicher B) versteht. Einen noch höheren Komplexitätsgrad

27 Im Einklang mit der konstruktivistischen Literatur verstehe ich Kausalität als Beobachtungsschema zur Ordnung von Ereignissequenzen (Luhmann 1990a: 512, 2017a: 48ff.; Halfmann 2005: 227f.; Lindemann 2008: 118). Ob es Kausalität auch ohne Beobachter*innen gibt, ob sie also eine Qualität oder Dynamik der Welt selbst ist, kann daher dahingestellt bleiben.

erlangt theoretisches Wissen, wenn es einzelne Kausalbeziehungen zu einem Bedingungsgefüge verknüpft und zusätzliche Zeitebenen einführt. Wirkungen werden dann als Endpunkte verzweigter Prozesse gedacht, die nur unter sehr spezifischen Voraussetzungen – etwa dem Vorliegen eines notwendigen, dem Fehlen eines hemmenden und dem rechtzeitigen Hinzukommen eines auslösenden Elements – von einem Zwischenschritt zum nächsten übergehen. Eine einfache ›Theorie des Feuers‹ könnte beispielsweise der Ansicht sein, dass Feuer entsteht, wenn ein Funke auf brennbares Material trifft. Eine etwas anspruchsvollere ›Pyrologie‹ hingegen würde annehmen, dass *zuerst* brennbares Material, ausreichend Sauerstoff und die erforderliche Zündtemperatur vorliegen müssen und *dann* ein Funke hinzuzutreten hat. Man sieht leicht, dass die Implikationen für die Praxis (etwa des Feuermachens oder der Brandbekämpfung) mit dem Komplexitätsgrad der Theorie variieren.

Das theoretische Wissen, auf das Menschen bei der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen zurückgreifen, kann sich drittens mehr oder weniger stark an *wissenschaftlichen Qualitätsstandards* orientieren. Zwischen dem gesellschaftlich geteilten »Jedermannswissen« (Berger/Luckmann 2021: 26) des Alltags und den auf abgegrenzte, oft alltagsferne Wirklichkeitsbereiche bezogenen Theorien der Wissenschaften besteht kein kategorialer, sondern lediglich ein gradueller Unterschied. Denn beide Wissensformen machen Aussagen über Regelmäßigkeiten im Verhalten bestimmter Entitäten und lassen sich daher als Punkte auf *einem* Kontinuum verstehen (vgl. Rip 2006: 349; Gelman/Legare 2011: 380). Auf diesem Kontinuum liegt auch das »wissenschaftsähnlich[e], szientoid[e]« Wissen, das außerhalb wissenschaftlicher Einrichtungen erzeugt wird, z.B. in Unternehmen, und daher primär auf Nützlichkeit statt auf Wahrheit abzielt, aber trotzdem methodischer Kontrolle unterworfen ist (Nassehi 2019a: 68, 130, 148, Zitat 68; siehe auch Hofmann 2012: 9).²⁸ Mit zunehmender Wissenschaftlichkeit bzw. Wissenschaftsähnlichkeit steigt zumeist der Grad der Formalisierung des theoretischen Wissens. Nichtwissenschaftliche Theorien, oder »Folk Theories« (Rip 2006; Gelman/Legare 2011), sind in der Umgangssprache formuliert. Wissenschaftliche Theorien werden dagegen in der Regel in einer für Außenstehende schwer zugänglichen Spezialsprache artikuliert, in der Bedeutungen

28 Der Einfachheit halber spreche ich in dieser Arbeit oft nur von wissenschaftlichem Wissen. Soweit nicht anders angegeben, ist dabei auch wissenschaftsähnliches Wissen eingeschlossen, da es mir primär nicht um die soziale Herkunft, sondern um die inhaltlichen Charakteristika des Wissens geht.

tendenziell strenger fixiert sind als in der Alltagssprache (Luhmann 1990a: 623f.). Besonders augenfällig wird das bei den formalen Sprachen, mit denen etwa die Mathematik, die mathematisch ausgerichteten Naturwissenschaften, die Logik und die Informatik arbeiten. Ferner steigt mit zunehmender Orientierung an wissenschaftlichen Maßstäben üblicherweise auch die Reflexivität der Theoretisierung, d.h. das Ausmaß, in dem das Wissen und seine Qualität selbst thematisiert werden.²⁹ Alltagstheorien können üblicherweise auf eine ausführliche Reflexion ihrer Theoretizität verzichten. Solange sie keine offensichtlichen Mängel aufweisen, etwa desorientierende innere Widersprüche, und sich in der Praxis bewähren, kann man an ihnen festhalten. Wissenschaftliche Theorien tragen dagegen im Regelfall die Spuren von erkenntnistheoretischen, methodologischen und anderen Wissensbeständen, die definieren, was eine gute Theorie ausmacht – gewissermaßen von Theorien über Theorien. Sie werden eingehender auf logische Kohärenz und begriffliche Klarheit geprüft, explizieren ihre Geltungsbedingungen und Reichweite, geben an, ob sie deterministisch oder probabilistisch zu verstehen sind usw. (vgl. als Kontrast die Charakterisierung nichtwissenschaftlichen Wissens bei Gelman/Legare 2011: 380).

Die Vielfalt theoretischen Wissens zeigt sich jedoch nicht nur darin, dass es Theorien über unterschiedliche Elemente gibt, mit unterschiedlichen Komplexitätsgraden und unterschiedlich starker Orientierung an wissenschaftlichen Standards. Sie äußert sich auch im diachronen Nach- und synchronen Nebeneinander konkurrierender Theorien. Möglich wird dieser Formenreichtum, weil theoretisches Wissen ein ähnliches *Verhältnis zur Wirklichkeit* aufweist wie ontologisches und empirisches Wissen: Theorien mögen von den »objektiven« Regelmäßigkeiten der Welt nicht vollends unabhängig sein, sie werden von diesen aber keineswegs determiniert. In wenigstens indirektem Kontakt zur Welt stehen Theorien, weil sie, damit begründet an ihnen festgehalten werden kann, als hinreichend stimmige abstrakte Repräsentationen des typischen Verhaltens der thematisierten Elemente gelten müssen. Niemand stützt das eigene Denken und Handeln unmittelbar auf theoretische Annahmen, die er oder sie selbst für irrig hält – was nicht ausschließt, dass man die falschen Theorien der Anderen bei eigenen Plänen berücksichtigt oder aus strategischen Gründen falsche Theorien verbreitet. Um als wahr, hinreichend

29 Siehe auch den – allerdings anspruchsvolleren, Reflexivität daher nur wenigen Theorien zugestehenden – Begriff der »reflexive[n] Theorie« als einer »Theorie, die ihren eigenen Theoriestatus mitreflektiert«, bei Luhmann (2005b: 241).

genau oder wenigstens brauchbar gelten zu können, muss eine Theorie möglichen Einwänden standhalten können. Diese Einwände können selbst wieder abstrakter, etwa logischer Natur sein. Sie können aber auch der Erfahrung entstammen, d.h. der Beobachtung des Verhaltens von Entitäten desjenigen Typs, auf den das fragliche theoretische Wissen sich bezieht. Je deutlicher und je häufiger die Empirie den theoretischen Erwartungen widerspricht, umso plausibler werden, sofern sich nicht andere Erklärungen finden, Zweifel an der Richtigkeit der Theorie (von Glasersfeld 1987d: 283f.). Wer wiederholt Marmeladenbrote bei der Landung auf der Brotseite beobachtet, hat gute Gründe, die Annahme, Marmeladenbrote landeten immer auf der Marmeladenseite, aufzugeben. Zugleich gewährt die Welt nicht allen Theorien die gleichen Chancen auf Bewährung. Grüne Knollenblätterpilze sind für Menschen giftig, ob ich es einsehe oder nicht. Diese Ungleichverteilung von Bewährungschancen legt nicht fest, welche Theorien erzeugt werden, aber sie hat einen Einfluss darauf (wie klein auch immer), welche sich halten können. In diesem Sinne ist theoretisches Wissen – anders als ein verkürzter Konstruktivismus vielleicht annehmen würde – nicht *gänzlich* unabhängig von der Welt (vgl. hierzu auch die Polemik gegen Collins bei Gieryn 1982: 287ff.).

Trotzdem wird theoretisches Wissen von der Welt nicht determiniert. Denn mit ein und derselben Beobachtung können viele, auch einander widersprechende, Theorien plausibel in Verbindung gebracht werden. Für wissenschaftliche Theorien hat das die Wissenschaftsphilosophie unter dem Schlagwort der »Unterbestimmung der Theorie durch die Tatsachen« gezeigt (Carrier/Mittelstraß 1989: 110; zur Illustration am Beispiel der Phlogistonchemie Carrier 1992). Empirische Beobachtungen können niemals zwingende Gründe für die Festlegung auf nur eine denkbare theoretische Erklärung und den Ausschluss aller alternativen Theorien liefern (Polanyi 1946: 17; vgl. Shackle 1979: 148; von Glasersfeld 1987a: 140f.). Es bleibt stets möglich, eine Beobachtung als Indiz für die Richtigkeit konkurrierender Theorien zu deuten – je größer die in Kauf genommenen interpretativen Verrenkungen, umso mehr Theorien können mit Verweis auf eine Tatsache gestützt werden (Carrier/Mittelstraß 1989: 109f.; Kuhn 1976: 18f.; Schützeichel 2007b: 295). Letzte Gewissheit über die Richtigkeit einer Theorie können daher nicht einmal Handlungserfolge und die Konstruktion funktionierender Technik liefern, auch wenn sie nahelegen, dass man nicht ganz danebenliegt (Luhmann 1990a: 259ff., insb. 262). Diese Unterbestimmtheit durch empirische Erfahrung gilt auch für nichtwissenschaftliches Wissen – insoweit die methodologische Kontrolle fehlt, dürfte sie hier tendenziell noch größer sein. Jedes beobachtete

Geschehen lässt sich als Anwendungsfall mehrerer Theorien beschreiben. Dass die Hühner fressen, kann man als Ausdruck ihres Hungers deuten oder, wie im alten Rom, als Anzeichen göttlichen Beistands bei einer geplanten militärischen Unternehmung (Machiavelli 2007: 54ff.).

Die Underdeterminiertheit theoretischen Wissens durch empirische Beobachtungen sieht man auch im *Umgang mit Enttäuschungen*, d.h. mit Beobachtungen, die der Theorie widersprechen. Die oben erwähnte Ungleichverteilung von Bewährungschancen für theoretisches Wissen bedeutet keineswegs, dass unerwartete Evidenz automatisch zur Anpassung der Theorie führt, sodass sich auf dem Wege von *trial and error* mit der Zeit eine immer vollständigere Annäherung an die Wahrheit einstellte. Denn viele Theorien sind so aufgebaut, dass sie gar nicht scheitern können. Die religiöse Vorstellung, Frömmigkeit führe in den Himmel, Frevelei in die Hölle, hatte für viele Menschen praktische Relevanz, obwohl sie sich einer direkten Überprüfung verwehrt. In Abgrenzung dazu begründen wissenschaftliche Theorien ihren Geltungsanspruch gerade durch die Selbstbeschreibung als Wissen, das sich gegenüber der Wirklichkeit konsequent exponiert und die Bedingungen des eigenen Scheiterns gleich mitkommuniziert. Doch selbst wenn wissenschaftliche oder nichtwissenschaftliche Theorien klare und überprüfbare Aussagen über zu erwartende Ereignistypen formulieren, bedeutet gegenläufige Evidenz nicht zwingend ihr Ende. Es gibt viele Wege, eine Enttäuschung so wegzuerklären, dass man an der zugrunde liegende Theorie festhalten kann, ohne die eigene Lernbereitschaft, d.h. die Behandlung der Theorie als Wissen und nicht als Norm (dazu Luhmann 1990a: 137ff.), ausdrücklich aufgeben zu müssen (für einige Beispiele Schütz 2003a; Kuhn 1970: 8).³⁰ Beispielsweise lässt sich das unerwartete Ereignis, gerade bei probabilistischen Theorien, als seltene Ausnahme von der Regel deuten oder als Folge der Beteiligung eines bislang unbeachteten Elements. Ebenso kann man die Überraschung der Wirkung gänzlich anderer als der zuvor angenommenen Elemente zurechnen (erstaunt über die Ungenießbarkeit des vermeintlichen Steinpilzragouts folgert man, wohl ähnlich aussehende Gemeine Gallenröhrlinge gesammelt zu haben) – für eine solche Erklärung war das Ereignis dann in Wirklichkeit gar kein Fall der Theorie. Auch kann die Richtigkeit der Beobachtung selbst in

30 Zu »Enttäuschungserklärungen« als Mittel der Enttäuschungsverarbeitung, allerdings überwiegend auf die Rettung *normativer* Erwartungen bezogen, siehe Luhmann (1969: 38).

Zweifel gezogen werden, etwa durch den Verweis auf Messfehler oder Wahrnehmungsdefizite.³¹ Weil theoretisches Wissen aufgrund der Polysemie der Tatsachen also in einem eher losen Verhältnis zur Welt steht, ist seine Vielfalt wenig verwunderlich.

Nicht nur die Beziehung zur Wirklichkeit, auch die *Beziehungen zwischen Theorien* sind eher flexibel. Innerhalb eines Bewusstseins oder einer sozialen Formation müssen die verschiedenen theoretischen Wissensbestände nicht zwangsläufig kohärent geordnet sein. Widersprüche und Unvereinbarkeiten drängen sich der Kognition oder Kommunikation nicht automatisch auf, werden also nicht ohne Weiteres zu einem abstrakten Einwand gegen eine bestimmte Theorie, sondern müssen in gesonderten Operationen durch das Abgleichen mehrerer Theorien erst entdeckt werden (Schütz/Luckmann 2003: 217f., 220). Das wird umso wahrscheinlicher, je offensichtlicher Theorien auf denselben Gegenstandsbereich bezogen sind, d.h. auf dieselben Elemente bzw. deren Konstellationen (Schütz/Luckmann 2003: 222). Doch auch die Entdeckung eines Widerspruchs muss nicht sofort zum Versuch führen, ihn auszuräumen. Solange er für die Praxis keine Probleme aufwirft und es Wichtigeres zu tun gibt, kann er durchaus unbearbeitet bleiben (zur Muße als Voraussetzung theoretischer Integration Shackle 1979: 20). Wird der Widerspruch jedoch als problematisch erfahren, etwa weil er handlungshemmend wirkt oder der Konsolidierung eines wissenschaftlichen Wissensgebiets im Wege steht, kommt es zum Versuch, ihn aufzulösen (Schütz/Luckmann 2003: 217f.; zu unterschiedlichen Kohärenzanforderungen an wissenschaftliches und nichtwissenschaftliches Wissen Gehlen 2016a: 351). Dabei kann man entweder eine der konfligierenden Theorien als fehlerhaft markieren. Oder man integriert die Theorien, indem man die eine als auf besondere Rahmenbedingungen begrenzten Spezialfall der anderen identifiziert oder eine abstraktere Regel bestimmt, die beide (bzw. alle) kollidierenden Theorien als Spezialfälle subsumiert (Schütz/Luckmann 2003: 217f., 221). Beispielsweise kann ich einen Widerspruch feststellen zwischen dem Wissen, dass das Frühstücksei zuhause nach sechs Minuten Kochzeit wachweich ist, und der Versicherung

31 Mögliche uneingestandene psychische bzw. soziale Motive, die in solches Wegerklären hineinspielen können, lasse ich hier außer Acht. Denn es geht primär um die *Formen*, in denen das Festhalten an theoretischen Annahmen wider (wenigstens auf den ersten Blick) gegenläufige Evidenz begründet wird – gewissermaßen um das rationale Gewand, in das ein Motiv sich kleiden muss, um gegenüber Anderen wie auch im inneren Forum der Vernunft darstellungsfähig zu werden.

eines am Meer lebenden Freundes, bei ihm benötigten Eier für denselben Gargrad nur fünfeinhalb Minuten. Um diesen Konflikt aufzulösen, kann ich zu dem Schluss kommen, dass einer von uns sich getäuscht haben muss, oder nach etwas Recherche herausfinden, dass Kochzeiten vom örtlichen Luftdruck abhängen, der mit zunehmender Höhe über dem Meeresspiegel abnimmt. Im letzteren Fall bleiben beide Eierkochtheorien korrekt, werden aber als lokal begrenzte Sonderfälle einer allgemeineren Theorie erkannt.³² Theoretisches Wissen kann also in unterschiedlichem Maße integriert sein.

Insgesamt sollen, um die hier entwickelten Überlegungen zusammenzufassen, unter theoretischem Wissen abstrakte Annahmen über das typische Verhalten von Elementen bzw. von Elementenkonstellationen verstanden werden. Konkrete theoretische Wissensbestände unterschieden sich hinsichtlich der behandelten Typen von Elementen, ihrer Komplexität und ihrer Wissenschaftlichkeit. Sie sind nicht gänzlich unabhängig von der Welt, werden aber auch nicht von ihr determiniert, und können mit anderen Theorien in einem engeren oder loseren Verhältnis stehen.

Wir haben nun einen genaueren Überblick über die drei Typen von Wissen bekommen, die aus einer an Shackle orientierten Perspektive in das Entwerfen und Prüfen von Ereignissen involviert sind. Ontologisches Wissen ist Wissen von den Elementen, aus denen die Wirklichkeit aufgebaut ist. Es bildet das Vokabular, mit dem die Wirklichkeit gelesen und Unwirkliches vorgestellt werden kann. Gegenstand empirischen Wissens sind aktuelle oder vergangene Zustände der Wirklichkeit, d.h. spezifische Konstellationen, in denen Elemente zu einem spezifischen Zeitpunkt angeordnet sind. Theoretisches Wissen schließlich umfasst, wie soeben dargelegt, generalisierte Annahmen über typische zeitliche Dynamiken der jeweils behandelten Elemente oder Elementenkonstellationen. Gemein ist den drei Wissenstypen, dass sie nicht durch die Welt determiniert werden, was ihre Formenvielfalt erklärt, aber auch Spielräume für das Wegerklären von Enttäuschungen eröffnet. Die soziale Nutzung dieser Spielräume beleuchte ich in Kapitel 5 näher. Wie die drei Wissensformen bei der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen interagieren, zeige ich im folgenden Abschnitt.

32 Das wissenschaftshistorisch wohl berühmteste Beispiel einer theoretischen Subsumtion ist Einsteins allgemeine Relativitätstheorie, der es gelingt, die Newton'sche Mechanik als auf besondere Bedingungen beschränkten Spezialfall zu integrieren und zugleich Phänomene zu erklären, die Newtons Gesetzen widersprechen (Einstein 2009: 82ff.).

4.2.4 Rekombination und Prüfung

In Kapitel 3 habe ich argumentiert, dass Modal- und Verfügbarkeitsurteile Einschätzungen über die prinzipielle bzw. handlungsförmige Aktualisierbarkeit von Ereignissen sind. Wie nun müssen die gerade beschriebenen Wissensformen weiterverarbeitet werden, um zu solchen Einschätzungen zu gelangen? Dieser Frage gehe ich im vorliegenden Abschnitt nach. Im Anschluss an Shackle stelle ich zwei Arten kognitiver Operationen vor, die für die Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen unverzichtbar sind. Zum einen entwirft das Bewusstsein nichtaktuelle Beobachtungen durch die Rekombination der Elemente, in die es die Wirklichkeit zerlegt hat. Zum anderen prüft es die so erzeugte Beobachtung auf ihre Aktualisierbarkeit, indem es anhand empirischen und theoretischen Wissens ermittelt, ob zwischen dieser Beobachtung und einem als gesichert vorausgesetzten Referenzzustand eine ununterbrochene Ereignisabfolge bestehen und ob diese durch Handlungen in Gang gesetzt bzw. gehalten werden kann. Beide Arten von Operationen beschreibe ich im Folgenden näher. Dass ich sie, beginnend mit der Rekombination, nacheinander diskutiere, ist der unvermeidlichen Linearität des Mediums Text geschuldet und heißt nicht, dass es sich hier um ein striktes Phasenmodell handelt. Wahrscheinlicher ist beim pragmatischen Auskundschaften möglicher Zukünfte und aussichtsreicher Pläne ein Oszillieren zwischen Momenten des Rekombinierens und des Prüfens – man skizziert eine Zukunft, prüft sie auf ihre Durchführbarkeit, stößt auf Hindernisse und verwirft den Plan, entwirft eine andere Zukunft, prüft erneut usw.

Die Ereignisse, die man hoffend oder fürchtend auf die Chancen ihres Eintretens oder ihrer Herbeiführbarkeit befragt, erzeugt das Bewusstsein durch *Rekombination bekannter Elemente*.³³ Shackle beschreibt die möglichen Zukünfte, aus denen das Bewusstsein im Akt des Entscheidens eine auswählen muss, als »element-arrangements not presented to thought by the field, but *originated in a strict extreme sense*, that is, created partly *ex nihilo*, by the thinking being.« (Shackle 1979: 2) Er versteht sie als »products of his [der an der Zukunft interessierten Person] *original* thought, his re-assembly, in configurations never realized in the field in its past, of the elements into which he resolves his basic scheme of that field.« (Shackle 1979: 13) Vorstellungen von Ereignissen lassen

33 Auch Schütz und Luckmann verstehen Vorstellungen als »aus typischen Elementen eines subjektiven Wissensvorrates zusammengesetzt« (Schütz/Luckmann 2003: 478), d.h. als Ergebnis von Kompositionsleistungen.

sich mithin als Produkte eines kognitiven Prozesses verstehen, bei dem Bewusstsein einige der Elemente, die sie aus der deutenden Zergliederung der Welt gewonnen haben, in neuen Kombinationen zusammenfügen – ähnlich der Komposition einer neuen Melodie aus bekannten Tönen (Shackle 1979: 54). Wenn, wie ich oben argumentiert habe, die Welt zu beobachten heißt, sie als spezifische Kombination symbolischer Elemente zu lesen, entspricht das Vorstellen von Ereignissen, d.h. das Neuarrangieren dieser Symbole, einer Operation des Schreibens. Auf der Grundlage einer vorgefundenen, durch sinnliche Evidenz beglaubigten Anordnung von Symbolen wird eine neue Anordnung erfunden. Weil es sich bei den Elementen um Symbole handelt, können sie beliebig miteinander kombiniert werden (Shackle 1979: 23f., 120ff.). Man kann sich vorstellen, im Reichtum zu leben, ein anderer Mensch oder sogar niemals geboren worden zu sein (zum »Selbst als Gegenstand des Phantasierens« siehe Schütz/Luckmann 2003: 65, ähnlich 60). Ebenso kann man sich vorstellen, dass die Welt von anderen Lebewesen bewohnt wird als denen, die man kennt. Man denke nur an die Vielfalt von Fabelwesen, die Menschen durch die Isolierung und Rekombination physiologischer Merkmale geschaffen haben. Noch die absurdesten Beobachtungen sind vorstellbar – sie müssen sogar vorstellbar sein, um in einer gesonderten Operation überhaupt als absurd qualifiziert werden zu können.

Shackles Modell erlaubt zu erklären, wie neue Vorstellungen ohne direkte Präzedenz in der Gegenwart in die Welt kommen, ohne auf metaphysische Annahmen einer voraussetzungslosen Schöpfung zurückgreifen zu müssen. Weil sich die Wirklichkeit unter den verschiedensten Gesichtspunkten beobachten, d.h. auf unterschiedliche Art und Weise in Elemente zerlegen lässt, und weil diese Elemente beliebig zusammengefügt werden können, ist das Auftreten neuer Kombinationen keine Überraschung. Viel interessanter wird dann die Frage, welche gesellschaftlichen Bedingungen begünstigen, dass manche Elemente öfter kombiniert werden als andere und bestimmte Kombinationen als plausibler gelten als andere. Auf diese Frage komme ich später ausführlich zurück.

Die Rekombination von Elementen kann unterschiedlich eng an empirischem Wissen orientiert sein. Am einen Ende des Kontinuums steht die umfassende *Neukonstruktion* von Vorstellungen, bei der Elemente in Konstellationen arrangiert werden, die von bisherigen Erfahrungen deutlich abweichen. Solche Versuche, möglichst neue Szenarien zu denken, sind kognitiv anspruchsvoll, weil sie viele bewusste Entscheidungen über den Aufbau der entworfenen Welt erfordern, und daher auf bestimmte Handlungskon-

texte beschränkt. Beispiele finden sich etwa in der erzählenden Kunst (dazu Abschnitt 4.3.1) und in professionellen Prognosen, z.B. bei der Entwicklung von Worst-Case-Szenarien (Blum 2016). Am anderen Ende des Kontinuums steht die *Abwandlung* nur eines oder weniger Elemente des empirischen Wissens über den Zustand der Wirklichkeit. Die so gewonnene Vorstellung ähnelt den bekannten Ereignissen daher weitgehend und unterscheidet sich nur in wenigen Aspekten. Diese Variante der rekombinierenden Erzeugung von nichtaktuellen Beobachtungen verfährt kognitiv deutlich sparsamer als eine umfassende Neukonstruktion. Sie ist typisch für alles Handeln, das auf die Wiederherstellung eines Normalzustandes abzielt. In diesen alltäglichen Modus der Problembewältigung wechselt man, wenn verlässliche Routinen unterbrochen und die Erfolgsbedingungen vormals selbstverständlicher Abläufe reflektiert werden müssen (Schütz/Luckmann 2003: 35ff., 180; Berger/Luckmann 2021: 26f.), etwa wenn der eigene Körper nicht mitspielt wie gewohnt oder bewährte Technik ihren Dienst versagt. Die Zukunft, die man in solchen Fällen entwirft, unterscheidet sich von der problematischen Gegenwart oft nur darin, dass die Störungen beseitigt, Routinen wiederhergestellt und eventuell zusätzliche Sicherungsmechanismen gegen erneute Störungen eingerichtet sind. Um weitermachen und zu den ursprünglichen Plänen zurückkehren zu können, ist es nicht nötig, sich eine gänzlich andere Welt auszumalen.³⁴

Wie viele Vorstellungen das Bewusstsein durch die Rekombination von Elementen imaginiert, unterliegt keiner prinzipiellen Einschränkung. Auch wenn im Erfahrungsablauf jeder Zeitpunkt nur durch je eine Beobachtung gefüllt werden kann (siehe 3.4.2), lassen sich beliebig viele Szenarien erzeugen und als mehr oder weniger aussichtsreiche Konkurrenten um den einen Platz in der Wirklichkeit betrachten. Begrenzt wird ihre Menge nur durch kognitive Leistungsgrenzen und das praktische Erfordernis, irgendwann zu einem Ergebnis zu gelangen (zum zweiten beschränkenden Faktor Shackle 1979: 79, 1984: 71). Für alltägliches Entscheiden genügt es meist, die potentielle

34 Der kognitive Aufwand wird umso geringer, je mehr die erhoffte Zukunft der erinnerten Vergangenheit ähnelt. Wiederherstellendes Handeln kann aber nicht in jedem Fall aus der Erinnerung schöpfen. Eine gute Ärztin sollte auch Patient*innen behandeln können, die sie noch nicht gesund erlebt hat. Das Entwerfen von Ereignissen durch Umarbeiten der Gegenwart beschreibt im Übrigen, unter dem Schlagwort des »*modeling*«, auch Pickering (1993: 578f.), dort im Kontext der Generierung wissenschaftlicher Zielsetzungen.

Unendlichkeit vorstellbarer Handlungsfolgen auf eine Binarität zweier eher unspezifischer – d.h. weniger detaillierter, eine geringe Menge von Elementen verwendender – Szenarien herunterzubrechen, etwa auf die Unterscheidung von Erfolg und Scheitern (Shackle 1979: 34; Luhmann 1996a: 278). Wo der Vorgang des Kombinierens von Elementen arbeitsteilig gehandhabt und/oder durch Apparate gestützt wird, kann hingegen eine größere Anzahl von Szenarien entworfen werden (zum arbeitsteiligen Entwerfen in Organisationen und seinen Implikationen Ortmann 2013: 137). Insbesondere in Bereichen, in denen man von der Nichtberücksichtigung noch unwahrscheinlichster Eventualitäten große Schäden erwartet und sich deshalb um die Einrichtung von Redundanzen bemüht, ist eine Formalisierung, Organisation und Technisierung der Szenarienbildung zu beobachten. So bezeugen etwa die redundanten Sicherheitsmechanismen in großtechnischen Systemen, z.B. in Verkehrsflugzeugen, dass Organisationen mit dem Ausfall einzelner Komponenten rechnen und teils sogar mit dem Ausfall der Mechanismen, die in solchen Fällen einspringen sollen (Downer 2011).

Durch das Arrangieren bekannter Elemente in neuen Kombinationen erlangt man also Zugang zu denkbaren Zukünften und alternativen Gegenwarten und Vergangenheiten. Doch um Pläne entwerfen, Handlungsschritte festlegen und sich auf Hinzunehmendes einstellen zu können, um das Handeln Anderer interpretieren und bewerten zu können, muss man Orientierung über die Produkte des Vorstellungsvermögens gewinnen. Hier kommt der *Realitäts-sinn* ins Spiel. »Das Bewußtsein glaubt nicht an alles, was es denken kann; [...]« (Luhmann 1995a: 168) Diese Unterscheidung von glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorstellungen, d.h. von wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, vollzieht das Bewusstsein in einem Prozess der *Prüfung*. Dabei wird ermittelt, ob zwischen dem vorgestellten Ereignis und einem als gesichert vorausgesetzten konkreten Referenzzustand eine durchgängige Ereignisabfolge bestehen kann. Mit Referenzzustand ist eine Elementenkonstellation gemeint, die bei der Prüfung als unzweifelhafter zeitlicher Bezugspunkt vorausgesetzt wird. Beim Prüfen von Zukünften liegt der Referenzzustand zeitlich vor dem zu prüfenden Ereignis. An dieser Zeitordnung orientiere ich mich im weiteren Argumentationsverlauf überwiegend. Das zu prüfende Ereignis kann dem Referenzzustand zeitlich aber auch vorge-lagert sein, wenn es um die Rekonstruktion einer unbekannten Vergangenheit geht, also um die Festlegung auf einen von mehreren vorstellbaren Abläufen, beispielsweise in Gerichtsprozessen (dazu Shackle 1979: 132f.) oder in der ar-

chäologischen und historischen Arbeit.³⁵ Bei beiden Zeitordnungen fungiert im Alltag zumeist empirisches Wissen über die Gegenwart als Quelle von Referenzzuständen. Referenzzustände können aber genauso in einer erinnerten oder vorgestellten Vergangenheit liegen, etwa beim Nachdenken über nicht genutzte Optionen und deren mögliche Folgen, oder (in hypothetischer Form) in einer mittelbaren Zukunft, z.B. bei der Antizipation von Fernwirkungen eigener Handlungen. Wie sich der Prüfprozess im Anschluss an Shackle konzeptualisieren lässt, zeige ich im Folgenden.

Shackle argumentiert, dass das Prüfen im Wesentlichen ein Vorgang des Aufspürens von Hindernissen ist, die dem thematisierten Ereignis im Wege stehen könnten. Wer ein Ereignis auf seine Möglichkeit und Machbarkeit befragt, »must search for obstacles that need by no means be obvious. He must in thought traverse the route of the imagined course of affairs and see that it is clear.« (Shackle 1979: 91) Etwas für möglich zu halten, heißt für Shackle entsprechend, von der Abwesenheit unüberwindlicher Hindernisse auszugehen (Shackle 1979: 13, 17, 27, 36, 91). Als möglich gilt ein Ereignis, wenn beim gedanklichen Abschreiten des Pfades zwischen ihm und einem zeitlich vorgelagerten Referenzzustand keine Blockade erkennbar ist, die eine Verkettung von Transformationen stoppen würde, bevor sie ihr Ziel, die fragliche Elementenkonstellation, erreicht.³⁶ Das Urteil, ein thematisiertes Erleben oder Handeln sei möglich, beruht mithin auf der Negation von Negationen, d.h. auf der Feststellung des Nichtseins all dessen, was zum Nichtsein des Ereignisses führen würde (zu den Sinnoperationen der Negation und der »Negation von Negation« Luhmann 1971: 35ff., Zitat 36). Etwaige Hindernisse, auf die das Bewusstsein im Prozess der Prüfung stößt, werden als Quelle von Zweifeln an der Mög-

35 Zu den Plausibilitätsanforderungen, die eine Sachverhaltsschilderung vor Gericht erfüllen muss, um sich gegenüber konkurrierenden Schilderungen durchzusetzen, siehe von Arnault (2009: 33ff.).

36 Die Richtung dieses gedanklichen Abschreitens muss uns hier nicht interessieren. Auf Unterschiede zwischen Schütz und Shackle bei der Konzeptualisierung der Zeitordnung von Planungsprozessen weist Koppl (2001) hin. Für Schütz verfährt das Entwerfen von Handlungen bekanntlich »*modo futuri exacti*«, d.h. im Ausgang vom als bereits vollzogen vorgestellten Akt, und wendet sich von dort den zeitlich vorausliegenden Bedingungen zu (Schütz 1959: 85). Welche Richtung Shackle vorschwebt, bleibt jedenfalls in *Imagination and the Nature of Choice* (Shackle 1979) unklar. Koppl zufolge äußert Shackle sich auch in anderen Arbeiten nicht klar zu dieser Frage, er scheint dort aber, wie Koppl kritisiert, davon auszugehen, dass das Bewusstsein beim Planen zuerst Handlungen imaginiert und anschließend mögliche Handlungsfolgen ermittelt (Koppl 2001: 187f.).

lichkeit bzw. Herbeiführbarkeit des Ereignisses erlebt (Shackle 1979: 103, vgl. 1984: 79). Zutrauen in die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses stellt sich umgekehrt in dem Maße ein, in dem solche Zweifel ausbleiben bzw. als unbegründet verworfen werden können – Gewissheit über die Entwicklung eines Sachverhalts ist nichts anderes als »absence of disbelief« (Shackle 1979: 84).³⁷ Die in Abschnitt 3.4.2 beschriebene Komplexitätsreduktion, die Modal- und Verfügbarkeitsurteile leisten, beruht gerade auf der ungleichmäßigen Zuteilung von Zweifeln auf konkurrierende Ereignisse: Innerhalb einer Menge denkbarer Beobachtungen von vergleichbarer Relevanz³⁸ legt man sich erwartend auf eine Auswahl der am wenigsten zweifelhaften fest, derjenigen also, deren Aktualisierung die geringsten Hindernisse entgegenzustehen scheinen (Shackle 1979: 103).

Das Bewusstsein ermittelt die Aktualisierbarkeit von Ereignissen, indem es mehrere Pfade durch die Zeit entwirft und auf ihre Passierbarkeit befragt. Es modelliert die Zeit mithin nach dem Vorbild des Raumes (zur engen gesellschaftsevolutionären Beziehung von Zeit- und Raumsemantik Luhmann 1987: 116; ausführlicher Stichweh 2000: 187ff.). Das sieht man auch in der Alltagssprache: Ein Gesetzentwurf muss noch einige »Hürden nehmen«, bis er verabschiedet werden kann; junge Leute sollen sich ihre Zukunft nicht durch Dummheiten »verbauen«; man will jemandes Glück nicht »im Wege stehen«, niemandem »Steine in den Weg legen«; man »fährt« bei einem Projekt »auf Sicht« und nimmt bei kurzfristig auftauchenden Problemen »Kurskorrekturen« vor, um »ans Ziel zu kommen« usw. Wie das Modal- oder Verfügbarkeitsurteil ausfällt, das am Ende eines solchen Prüfprozesses steht, hängt von den vorgefundenen Arten von Hindernissen ab. In Anlehnung an

37 Hierin ähnelt Shackles Argumentation der pragmatistischen Bestimmung von Überzeugungen als *un- bzw. nicht mehr bezweifelte* Bewusstseinsinhalte (Peirce 1877: 4ff.). Zur Funktion des (relativ) Unzweifelhaften als Grundlage der Urteilsbildung über noch Zweifelhafte siehe Schütz (1946: 467, 478).

38 Wie Shackle darlegt, nötigen pragmatische Motive den Menschen dazu, in seinem Erwarten auch unwahrscheinliche Ereignisse zu berücksichtigen, wenn diese von hoher Relevanz, d.h. mit beträchtlichen Schäden oder Gewinnen verbunden sind (Shackle 1979: 102f.). Was einem Ereignis an Wahrscheinlichkeit fehlt, kann es also durch Relevanz kompensieren. Besonders kultiviert wird die Berücksichtigung des Unwahrscheinlichen, aber Hochrelevanten in Praktiken, die sich der Vorbereitung auf bzw. Verhinderung von Worst-Case-Szenarien widmen (Blum 2016; Bröckling 2017: 101ff.). Auf die Relevanz von Ereignissen komme ich in 4.3.2 zurück.

Shackle kann man diese Prüfung schematisch als eine Abfolge immer anspruchsvollerer Tests beschreiben, in denen der Pfad zu einem thematisierten Ereignis auf spezifische Arten von Hindernissen abgeklopft wird. Hierbei spielen, wie wir sehen werden, theoretisches und empirisches Wissen eine entscheidende Rolle. Vier Prüfschritte mit je eigenen Urteilsformen lassen sich unterscheiden: Die Prüfung auf Denkbarkeit, auf natürliche Möglichkeit, auf generelle Möglichkeit und auf Verfügbarkeit (natürliche und generelle Möglichkeit sind Übersetzungen der Terminologie von Shackle 1979: 36f.).³⁹ Diese Schritte stelle ich im Folgenden vor, wobei die Darstellung, wie bei Shackle, von den relativ einfachen zu den anspruchsvolleren Prüfschritten übergeht. Nicht jede konkrete Prüfung durchläuft notwendig alle vier Schritte und nicht jede folgt der angegebenen Reihung, aber jede vollzieht mindestens eine der folgenden Prüfoperationen.

Die erste Hürde, die ein auf seine Aktualisierungschancen zu prüfendes Ereignis nehmen muss, ist die Bedingung der *widerspruchsfreien Denkbarkeit*. Diesen fast schon trivialen Schritt lässt Shackle außer Acht. Doch wie Schütz und Luckmann in Anlehnung an Husserl zeigen, kann das im Medium der Sprache operierende Bewusstsein zwar mühelos die Regeln der Wirklichkeit außer Kraft setzen, aber nicht die Regeln der Logik: »Ich kann Riesen, Zauberer, geflügelte Pferde, Zentauren und sogar ein perpetuum mobile phantasieren, nicht aber ein regelmäßiges Dekahedron, es sei denn, ich bliebe bei der Nebeneinanderstellung leerer Begriffe stehen.« (Schütz/Luckmann 2003: 64) Bedeutsam ist diese Fesselung an die Logik, weil ein Ereignis, um überhaupt eingehender auf seine Aktualisierbarkeit geprüft werden zu können, zunächst eindeutig bestimmbar sein muss. Ob eine durchgehende Verkettung von Transformationen zwischen zwei Ereignissen plausibel unterstellt werden kann, lässt sich nur ermitteln, wenn sowohl der Start- als auch der Endpunkt ausreichend klar definiert sind. Daher dürfen die Symbole, deren spezifische Anordnung das thematisierte Ereignis charakterisiert, nicht auf Bedeutungsgelalte verweisen, die koexistierend zu denken grundlegenden Regeln der

39 Schon Schütz beschreibt den Prozess, in dem das Bewusstsein die Aktualisierbarkeit von Ereignissen ermittelt, als Abgleich von Vorstellung und vorhandenem Wissensbestand (Schütz 1959: 86f.; Schütz/Luckmann 2003: 476ff.). Auch zeigt er, wenngleich eher beiläufig, dass sich Typen von »Unverträglichkeiten« zwischen Wissen und vorgestelltem Ereignis unterscheiden lassen (Schütz/Luckmann 2003: 50). Shackles Typologie solcher Unverträglichkeiten zeichnet sich jedoch durch einen höheren Systematisierungsgrad, eine klare Rückbindung an die Arten des jeweils erforderlichen Wissens und eine genauere Beschreibung der involvierten kognitiven Prozesse aus.

Logik widerspricht. Denn dann höbe die Beschreibung des Ereignisses sich bei näherer Betrachtung, egal von wo man beginnt, immer wieder selbst auf, so dass letztlich keine stabile Elementenkonstellation greifbar wäre, die auf ihre Aktualisierbarkeit befragt werden könnte. Man merkt beispielsweise schnell, dass die Zeichnung eines kreisförmigen Quadrats schon deshalb unmöglich ist, weil die so bezeichnete Elementenkonstellation sich nicht widerspruchsfrei beschreiben lässt (das Beispiel ist Bloch 1953: 29 entnommen). Ob man zuerst von einem Quadrat ausgeht, dem die Eigenschaft Kreisförmigkeit hinzugefügt wird, oder von einem Kreis, der quadratisch gemacht werden soll – jedes mal neutralisiert ein Element das andere. Wann immer das Bewusstsein ein Ereignis näher in Augenschein nimmt und auf seine Aktualisierbarkeit befragt, prüft es also zuerst, und ganz automatisch, dessen Denkbarekeit.

Der zweite Prüfschritt gilt der Vereinbarkeit des thematisierten Ereignisses mit dem theoretischen Wissen über das typische Verhalten der involvierten Klassen von Elementen. Dies ist die Prüfung auf »natural possibility«: *Natürliche Möglichkeit* ist die Qualität, die das Bewusstsein allen Zuständen und Abläufen zuschreibt, »which do not seem to the chooser to be excluded by the principles of Nature or of human nature, the inherent fibre or constitution of the world.« (Shackle 1979: 36) Das Hindernis, auf das hin der Weg zum thematisierten Ereignis hierbei inspiziert wird, ist die Unvereinbarkeit der konkreten Elementenkonstellation mit dem allgemeinen Repertoire von Verhaltensweisen, über das die involvierten Typen von Elementen und von Anordnungen dieser Elemente verfügen. Geprüft wird, mit anderen Worten, ob das Ereignis und die Transformationen, die zu ihm hinführen, innerhalb oder außerhalb der Bandbreite von Ausprägungen stehen, die den beteiligten Elementen im Allgemeinen, d.h. unter Absehung von allen konkreten Umständen, offenstehen. Um diese Frage entscheiden zu können, greift das Bewusstsein auf theoretisches Wissen zurück. Es untersucht, ob die thematisierte Elementenkonstellation als Fall der dafür einschlägigen Theorien darstellbar ist. Wenn sich das bejahen lässt, kann man das Ereignis als *natürlich* (oder auch: als prinzipiell oder theoretisch) *möglich* einordnen, als grundsätzlich vereinbar mit den Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit. Wer etwa eine Urlaubsreise nach Japan erwägt, weiß, dass diese Idee, selbst wenn sie sich bei näherer Betrachtung als undurchführbar herausstellen sollte, nicht bloß ein Hirngespinnst ist. Die Elementenkonstellation »ich in Japan« lässt sich problemlos als Fall des abstrakten Wissens um die heutzutage technisch ermöglichte schnelle Erreichbarkeit der meisten Weltgegenden darstellen. Daher weiß man, dass dieser Reise zumindest kein prinzipielles Hindernis im Wege steht, sie also natürlich möglich ist,

und kann den Plan vorerst weiterverfolgen – jedenfalls bis sich andere, konkretere Hindernisse abzeichnen. Muss die Frage nach der Vereinbarkeit des Ereignisses mit den Regelmäßigkeiten der Welt dagegen verneint werden, gilt dieses als *natürlich unmöglich*. Weil die zu prüfende Elementenkonstellation außerhalb des Korridors der von der Wirklichkeit zugelassenen Ereignisse liegt, kann es auch keinen Pfad durch die Zeit geben, der zu ihr führt. So können heutzutage viele Menschen die Ängste früherer Zeiten vor magischen Gefahren als Aberglauben abtun, weil direkte Fernwirkungen zwischen den Gedanken einer Person und dem körperlichen Zustand einer anderen jenseits des Verhaltensrepertoires liegen, das modernes naturwissenschaftliches Wissen für Materie vorsieht. Als *natürlich notwendig* schließlich erscheint ein Ereignis dann, wenn sein Ausbleiben unmöglich ist, d.h., wenn kein mit den Regeln der Welt verträgliches Hemmnis auftreten kann, das es verhindern könnte. Der Tod ist, zumindest momentan, unvermeidlich, weil es keine plausible Möglichkeit gibt, sich ihm dauerhaft zu entziehen. Sobald das Bewusstsein natürliche Unmöglichkeit oder natürliche Notwendigkeit feststellt, kann es die Prüfung des thematisierten Ereignisses abbrechen. Weitere Prüfschritte erübrigen sich dann. Denn was prinzipiell nicht eintreten bzw. ausbleiben kann, kann auch unter besonderen Umständen nicht eintreten bzw. ausbleiben und schon gar nicht handelnd herbeigeführt bzw. verhindert werden (siehe hierzu Abschnitt 3.3.2). Pragmatisch sinnvoller wird in solchen Fällen die Suche nach aussichtsreichen Anpassungsstrategien, etwa nach Möglichkeiten, den Wirkungen unvermeidlicher Ereignisse zu entgehen bzw. diese zu begrenzen.

Wenn ein Ereignis den Test auf natürliche Möglichkeit bestanden hat, kann es in einem dritten Schritt auf seine Vereinbarkeit nicht nur mit den Gesetzmäßigkeiten der Welt, sondern auch mit dem vorausgesetzten Referenzzustand geprüft werden. Gegenstand dieser Prüfung ist die *generelle Möglichkeit* von Ereignissen. Unter »General possibility« versteht Shackle die Qualität, die das Bewusstsein denjenigen Ereignissen zuschreibt, »which seem to the chooser not to be precluded either by their lack of natural possibility or by their requiring a starting-point which is not provided by the chooser's present.« (Shackle 1979: 36f.)⁴⁰ Im Vergleich zur natürlichen Möglichkeit steigt der Anspruch hier. Es geht nicht mehr bloß darum, ob die thematisierte Elementenkonstellation grundsätzlich aktualisierungsfähig

40 Wie oben erläutert, ist die von Shackle erwähnte Gegenwart nur ein, wenngleich der im Alltag wohl zentrale, Referenzzustand unter beliebig vielen anderen, auf die Modal- und Verfügbarkeitsurteile sich stützen können.

ist. Vielmehr wird konkreter gefragt, ob sie an einer spezifischen Stelle in Raum und Zeit auftreten kann. Das entscheidende Hindernis, auf das hin die entworfene Elementenkonstellation untersucht wird, ist ihre Unvereinbarkeit mit einer zeitlich vorgelagerten Konstellation, die sich gemäß den für sie typischen Regeln fortentwickelt. Ermittelt wird also, ob das fragliche Ereignis auf der Trajektorie liegen kann, die eine von einem unzweifelhaften Zustand ausgehende bzw. durch ihn hindurchgehende Verkettung von Transformationen einschlägt. Die Prüfung von Ereignissen auf ihre generelle Möglichkeit erfordert daher neben theoretischem auch empirisches Wissen über den Referenzzustand (Shackle 1979: 28). Auf dieser Grundlage kann man dann ermitteln, ob die als gesichert vorausgesetzte Elementenkonstellation sich in Richtung des zu prüfenden Ereignisses entwickelt und ob sie dies in einer Geschwindigkeit tut, die das Ereignis zum angegebenen Zeitpunkt eintreten lässt (Shackle 1979: 28).⁴¹ Wie kleine Laplace'sche Dämonen, nur sehr viel bescheidener, errechnen wir die Aktualisierungschancen nicht erfahrener Ereignisse im Rückgriff auf bekannte Ereignisse und theoretisches Wissen.⁴² Als *generell möglich* gilt ein Ereignis, wenn der Referenzzustand eine entsprechende Verkettung von Transformationen zulässt. Eine offene Wunde kann sich entzünden, muss es aber nicht. *Generell unmöglich* ist ein Ereignis, wenn die vom vorausgesetzten Referenzzustand ausgehende Verkettung von Transformationen es nicht, oder nicht zum spezifizierten Zeitpunkt, erreichen kann. So muss man sich einer Bauernregel zufolge nach den Eisheiligen in den meisten Teilen Mitteleuropas keine Sorgen um Frostschäden mehr machen. Für *generell notwendig* wird man ein Ereignis dagegen dann halten, wenn man ausschließen kann, dass der Referenzzustand, sofern sich an ihm nichts ändert, sich auf irgendeinen anderen Punkt als den thematisierten hinentwickelt. Beispielsweise weiß man, dass ein leckgeschlagenes Boot mit Wasser volllaufen und sinken wird, wenn die undichte Stelle nicht rechtzeitig versiegelt wird.

41 Auf die Rolle theoretischen Wissens bei der narrativen Überbrückung der zeitlichen Distanz zwischen Referenzzustand und entworfener Zukunft, die für die Plausibilität von Vorhersagen entscheidend ist, weist Beckert (2016: 69) hin.

42 Das heißt nicht, dass die Welt vollständig determiniert ist. In dieser Frage bin ich, wie Poljanšek (2017: 18, Fn. 5), agnostisch. Es heißt nur, dass, wer theoretisches Wissen aufbaut oder anstrebt, notwendig *unterstellt*, dass der jeweilige Wirklichkeitsbereich gewissen Regelmäßigkeiten unterworfen, die Welt also ein Stück weit festgelegt ist (vgl. von Glasersfeld 1987c: 148).

Das generell Mögliche, Unmögliche und Notwendige kann in einem vierten Schritt auf seine Beeinflussbarkeit durch Handlungen geprüft werden. Dies ist der Test auf *Verfügbarkeit* oder, in Shackles Diktion, auf *spezielle Möglichkeit*. »Special possibility« ist die Eigenschaft aller »rival histories-to-come which seem individually able to be realized on condition of his [der Optionen abwägenden Person] choosing a particular course of action. Special possibility is dependent on his choice.« (Shackle 1979: 37, siehe auch 28) Damit steigen die Ansprüche an das zu prüfende Ereignis weiter: Es muss nicht nur widerspruchsfrei denkbar sein, nicht nur natürlich und generell möglich, sondern sich auch durch eigenes oder anderer Personen Tätigwerden auslösen lassen. Das Hindernis, von dessen Abwesenheit sich ein planendes Bewusstsein überzeugen muss, ist die Resistenz des Referenzzustands gegenüber Versuchen, ihn so zu verändern, dass er sich in Richtung des erwünschten Ereignisses fortentwickelt. Damit ein Ereignis als verfügbar gelten kann, muss der Referenzzustand als empfänglich gelten für handlungsförmige Impulse, die das Geschehen verlässlich auf die fokussierte Elementenkonstellation zulaufen lassen. Diese Empfänglichkeit kann dauerhaft oder nur vorübergehend gegeben sein – für letzteren Fall haben sich Begriffe wie »kairós«, »occasione« (Münkler 2007: 306, im Original kursiv) oder, jünger, »opportunity windows« etabliert (Straßheim 2016: 154). Ob vorübergehend oder nicht, um von Verfügbarkeit sprechen zu können, muss die Lage so beschaffen sein, dass Handeln die Wegscheide zwischen mindestens zwei alternativen Verläufen markiert: zwischen einer Zukunft, die, weil man nichts tut, weiterläuft wie bisher, und einer anderen Zukunft, die ohne die Handlung nicht, oder jedenfalls nicht so sicher oder nicht so schnell, zustande käme (Shackle 1979: 55f.; Luhmann 1996a: 276f.).⁴³ Als verfügbar gilt ein Ereignis also, wenn zu seiner Aktualisierung, weil keine prinzipiellen und keine unüberwindlichen konkreten Hindernisse absehbar sind, allein das »voluntative fiat« fehlt, der finale Willensakt, der das Handeln in Gang setzt (Schütz 1951: 161). Um das zu prüfen, greift das Bewusstsein erneut auf empirisches Wissen über den

43 Bei der Entscheidung zwischen Handeln und Nichthandeln muss man also unterstellen, dass die Welt im Falle des Nichthandelns ihren üblichen Regelmäßigkeiten folgt, bei Handlungen aber eine andere Richtung einschlägt (Luhmann 2017a: 53). So erlebt man im Kleinen den Widerspruch von Naturgesetzlichkeit und wirksamem, aber als seinerseits unbewirkt wahrgenommenem Willen, der die Philosophie seit Jahrhunderten umtreibt, prominent etwa in Kants dritter Antinomie der reinen Vernunft (Kant 1998: 548ff.; siehe auch Habermas 2013b; Stemmer 2021). Anders als in der Philosophie bereitet dieser Widerspruch den meisten Menschen im Alltag wohl keine Probleme.

Referenzzustand und auf theoretisches Wissen über die involvierten Elemente zurück. Bedeutsam werden nun die in 4.2.3 erwähnten theoretischen Annahmen über das eigene Repertoire (bzw. das der jeweils fokussierten Entität) zuverlässig durchführbarer Handlungen, also über typische Folgen eigener Willensentschlüsse. Es geht um die Impulse, die man auf ein »fiat« hin verlässlich in die Welt abgeben zu können annimmt, um die gebrauchsfertigen Verhaltenssequenzen, die man nicht eigens entwerfen, sondern nur noch abrufen muss und nach Bedarf kombinieren kann (Gehlen 2016a: 69ff.; Thies 2017: 105ff.; Schütz/Luckmann 2003: 159f.; Berger/Luckmann 2021: 56f.; Stemmer 2021: 40). Diese Kategorie der aktuell unzweifelhaften Handlungen umfasst körperliche, kognitive, organisationale und andere Routinen – eben alle stabilen Formen »primärer Berührung mit der Wirklichkeit« (Plessner 2016: 414), alle vertrauten Wege des Erstkontakts zwischen Wille und Welt.⁴⁴ Man weiß, dass man bestimmte Sprachen sprechen, Bewegungen ausführen, Geräte bedienen, organisationale Verfahren anstoßen kann usw.

Auf der Grundlage des zuhandenen theoretischen und empirischen Wissens kann das Bewusstsein prüfen, ob eine unzweifelhafte Handlung (eine Bewegung, ein Sprechakt usw.) den Referenzzustand so verändern kann, dass er auf die thematisierte Elementenkonstellation zuläuft. Zentral ist dabei die Frage, ob die generelle Unmöglichkeit oder Möglichkeit eines Ereignisses sich durch Handlung annäherungsweise in generelle Notwendigkeit umwandeln lässt, ob sich also die Faktoren, die das Geschehen vom bezweckten Endpunkt ab- und auf konkurrierende Ereignisse hinlenken, handelnd neutralisieren lassen.⁴⁵ (Wo es um die Verhinderbarkeit eines Ereignisses geht, wird umgekehrt nach der Überführbarkeit von genereller Notwendigkeit oder Möglichkeit in generelle Unmöglichkeit gefragt.) Lässt sich diese Frage bejahen, gilt das jeweilige Ereignis als *verfügbar*. Wenn ich beispielsweise hungrig bin, aber nicht kochen möchte, kann ich mir auch etwas bestellen. Ich halte das für machbar, weil die Tageszeit stimmt, ich mich in einer Großstadt befinde und Geld habe (der Referenzzustand mir also entgegenkommt) und weil ich meine

44 Hier zeichnet sich bereits einer der Wege ab, auf denen funktionierende Technik Modal- und Verfügbarkeitsurteile prägt: der Aufbau unzweifelhafter Routinen. Das lege ich in Kapitel 6 ausführlicher dar.

45 Was bereits als generell notwendig erscheint, bedarf per definitionem keiner weiteren Handlungen. Trotzdem kann man natürlich so tun, als sei man selbst maßgeblich dafür verantwortlich, etwa um andere über die eigenen Fähigkeiten zu täuschen.

Wünsche nur in die App eingeben muss und davon ausgehen kann, dass daraufhin ein Prozess einsetzt, an dessen Ende ich das Essen in Empfang nehme (weil mir also eine geeignete Veränderung des Referenzzustands offensteht). Als *unverfügbar* wird ein Ereignis dagegen dann klassifiziert, wenn keine der unzweifelhaften Aktionen eine nennenswerte Umlenkung des Geschehensablaufs in die erhoffte Richtung verspricht. Man findet keine Stelle, an der das Handeln den relevanten Elementen den entscheidenden Impuls versetzen könnte, der das Geschehen aus seiner ursprünglichen Bahn heraushebt und auf die erwünschte Trajektorie schiebt. Der Wirklichkeitsbereich leistet unüberwindlichen Widerstand, er entschlüpft allen gerade abrufbaren Strategien, ihn in den Griff zu bekommen. Wenn mein Smartphone kaputtgeht und kein Ersatz, noch nicht einmal ein Festnetztelefon, zur Hand ist, wenn mein gewohntes Handlungsrepertoire also beschnitten ist, wird die geplante Bestellung auf einmal undurchführbar erscheinen. Nichts, was ich noch tun könnte, wird eine Verkettung von Transformationen auslösen, an deren Ende ich nur zur Tür gehen brauche, um mein Essen entgegenzunehmen.

Bis hierhin habe ich ausgeklammert, dass Modal- und Verfügbarkeitsurteile üblicherweise probabilistisch formuliert sind. In der Praxis arbeiten Urteile über die Aktualisierbarkeit eines Ereignisses zumeist nicht nach einem strikten Ja/Nein-Schema, sondern mit Wahrscheinlichkeiten (siehe 3.3). Um im Denken und Handeln Berücksichtigung zu finden, muss ein Ereignis nicht garantiert sein. Es genügt, wenn es als wahrscheinlich gilt (oder geringe Wahrscheinlichkeit durch hohe Relevanz kompensiert: Shackle 1979: 102f.). Entsprechend werden viele Modal- und Verfügbarkeitsurteile mit einem Wahrscheinlichkeitskoeffizienten versehen: Ereignis X kann so gut wie sicher, wahrscheinlich, unwahrscheinlich, beinahe ausgeschlossen sein – mit beliebig vielen Abstufungen und oft mit Prozentangaben.⁴⁶ Solche probabilistischen Angaben, ob zahlenmäßig oder nicht, drücken Unsicherheiten des Urteils aus. Diese Unsicherheiten kann man der Unvollständigkeit des eigenen Wissens zurechnen. Dann kalkuliert man ein, dass man sich über die genaue Beschaffenheit des Referenzzustandes täuschen könnte (vielleicht sind noch andere, bislang unbeachtete Elemente involviert) oder von einer fehlerhaften Theorie ausgeht (vielleicht verhalten sich die Elemente anders als gedacht). Unsicherheiten lassen

46 Wie Shackle (1984: 73ff.; siehe auch Beckert 2016: 73) argumentiert, sind statistische Wahrscheinlichkeitswerte, die aus der Verteilung von Häufigkeiten in möglichst zahlreichen vergleichbaren Fällen gewonnen werden, für die Planung *einer* konkreten Zukunft nur begrenzt brauchbar.

sich aber auch der Welt selbst zurechnen. So kann etwa der Referenzzustand bekannten, aber unvorhersehbaren Schwankungen ausgesetzt sein. Oder die herangezogene Theorie ist selbst probabilistisch angelegt und besagt, dass sich Elemente eines bestimmten Typs, z.B. Menschen oder radioaktive Teilchen, auch bei konstanten Rahmenbedingungen mal so und mal anders verhalten.⁴⁷ Probabilistische Angaben erlauben es, den Unsicherheiten des Wissens und der Welt Rechnung zu tragen und sich auch in uneindeutigen Lagen auf bestimmte Formen des Erlebens und Handelns festzulegen. Dabei entspricht der einem Modal- oder Verfügbarkeitsurteil jeweils zugeschriebene Wahrscheinlichkeitsgrad, wie Shackle darlegt, umgekehrt proportional dem Gefühl der Überraschung, das man für das Eintreten anderer als des fraglichen Ereignisses erwartet (Shackle 1979: 87ff.). Einen Millionengewinn im Lotto hält man in dem Maße für unwahrscheinlich, in dem man von ihm überrascht wäre.

Wir haben nun einen genaueren Eindruck davon gewonnen, was Menschen tun, wenn sie Ereignisse entwerfen und auf ihre Möglichkeit und Machbarkeit prüfen. Von Shackle lässt sich lernen, dass drei Arten von Bewusstseinsinhalten bestimmen, welche Ereignisse vorstellbar sind und wie ihre Aktualisierbarkeit beurteilt wird: ontologisches Wissen über die Typen von Elementen, aus denen die Wirklichkeit aufgebaut ist; empirisches Wissen über die konkrete Anordnung dieser Elemente zu bestimmten Zeitpunkten an bestimmten Orten; und theoretisches Wissen über das typische Verhalten von Elementen und Elementenkonstellationen. Die drei Arten von Wissen dienen als Ressourcen für Prozesse des Entwerfens und Prüfens. Das Bewusstsein entwirft Ereignisse, indem es bekannte Konstellationen von Elementen umarbeitet oder gänzlich neue komponiert. *Das Vorstellungsvermögen arbeitet kombinatorisch.* Diese neu erzeugten Kombinationen prüft das Bewusstsein auf ihre Aktualisierbarkeit, indem es im Rückgriff auf empirisches und theoretisches Wissen nach Hindernissen sucht, die ihrem Werden im Wege stehen. *Der Realitätssinn arbeitet negatorisch.* Das konkrete Urteil hängt von der Art der vorgefundenen Hindernisse ab: Logische Hindernisse betreffen die Denkbarekeit des Ereignisses, prinzipielle Hindernisse seine natürliche Möglichkeit, situative seine generelle Möglichkeit und handlungsmäßige

47 Ob man probabilistische Aussagen als Notlösung bei unvollständigem Wissen oder als angemessene Beschreibung der Unbestimmtheit der Welt zu verstehen habe, ist Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen Determinismus und Indeterminismus seit dem 19. Jahrhundert (Hacking 1991: 185ff.; zur Annahme objektiver Unbestimmtheit in der Quantenmechanik siehe Mittelstaedt 1999: 178).

seine Verfügbarkeit. Für ein hinreichend genaues Modell der Konstitution von Möglichkeitshorizonten fehlt nun nur noch ein Blick auf die Prozesse, die die Entwurfs- und Prüftätigkeit in spezifische Richtungen lenken.

4.3 Die Relevanz von Ereignissen

Mit Hilfe des eben diskutierten Modells lässt sich genauer nachvollziehen, warum ein Modal- oder Verfügbarkeitsurteil ausfällt, wie es ausfällt. Man kann die Gestalt eines entworfenen Ereignisses und die Beurteilung seiner Aktualisierbarkeit auf das jeweils verarbeitete ontologische, empirische und theoretische Wissen zurückführen. Damit ist aber noch nichts über die Ausrichtung der Entwurfs- und Prüftätigkeit gesagt. Warum malen wir uns für manche Geschehnisse eine Vielzahl von Szenarien aus und für andere nicht? Wie kommt es, dass wir unter den vielen Ereignissen, die wir entwerfen oder die Andere uns präsentieren, ausgerechnet diese und nicht andere zum Gegenstand minutiöser Prüfung machen? Wieso rücken wir manche Ereignisse in den Mittelpunkt unseres Denkens, Handelns und Kommunizierens, während wir andere, auch bei gleichen Aktualisierungschancen, ignorieren?

Im Folgenden argumentiere ich, dass diese Selektionen auf einen Typus von Bewusstseinsleistungen zurückzuführen sind, den ich unter dem Schlagwort der Aufmerksamkeitsregulation fasse. Gemeint sind diejenigen kognitiven Operationen, in denen das Bewusstsein die Relevanz von Ereignissen ermittelt und damit die Bahnen vorzeichnet, in die es die weitere Entwurfs- und Prüftätigkeit lenkt. Wenn man Möglichkeitshorizonte als Übersichten der von einem gegebenen Referenzzustand aus erreichbaren Erlebens- und Handlungsmöglichkeiten versteht, dann bestimmen diese Operationen, welche Ereignisse darin überhaupt vermerkt sind – im Unterschied zu den vielen denkbaren Szenarien, die entweder überhaupt nicht entworfen werden oder, wenn doch, nicht als lohnende Gegenstände einer Aktualisierungsprüfung in Betracht kommen. Erst die Mitwirkung der Aufmerksamkeitsregulation kann daher die konkrete Gestalt von Möglichkeitshorizonten erklären.

Ich fokussiere auf zwei Kriterien, an denen die sich die Aufmerksamkeitsregulation orientiert. Das erste Kriterium ist die *Zugehörigkeit zur Alltagswelt*, also zu jenem Wirklichkeitsbereich, in dem Geschehnisse wirkliche und unumkehrbare Folgen haben. Damit Ereignisse ernst genommen werden können, dürfen an ihrer Zugehörigkeit zur Alltagswelt keine triftigen Zweifel aufkommen. Das zeige ich durch Kontrastierung mit der erzählenden Kunst

und dem Spiel, die ebenfalls Ereignisse entwerfen, ihre Attraktivität aber gerade aus dem Versprechen der Folgenlosigkeit gewinnen. Zugehörigkeit zur Alltagswelt ist allerdings nur eine Minimalbedingung der Relevanz von Ereignissen. Das zweite Kriterium ist der *Bezug zu Systemen von Motivationsrelevanzen* (zu den Begriffen der Relevanz und der Motivationsrelevanz, auf die ich später detailliert eingehe, Schütz 1970; Schütz/Luckmann 2003). Einem Ereignis müssen Beziehungen zu bestehenden Interessen an bestimmten Zukünften innerhalb der Alltagswelt attestiert werden, damit es Aufmerksamkeit dauerhaft binden kann. Wie ich im Rückgriff auf Schütz' Relevanztheorie darlege, gewinnt ein Ereignis Bedeutung, wenn es als potentielles Mittel oder Hindernis für die Aktualisierung anderer, bereits als erwünscht oder unerwünscht festgehaltener Ereignisse in Frage kommt. Die Relevanz eines vorgestellten Ereignisses hängt daher von den Ergebnissen weiterer Prüfprozesse ab, die nicht seine eigene Aktualisierbarkeit, sondern seinen Beitrag zur Aktualisierbarkeit anderer Ereignisse ermitteln. Die hier entwickelten Überlegungen werden später nachzuvollziehen erlauben, wie Gesellschaften (Teilkapitel 5.3) und speziell wissenschaftliche und technische Expert*innen (6.5) die Zuweisung von Relevanz prägen.

4.3.1 Alltagsweltlichkeit

Damit ein Ereignis relevant werden kann, damit also detaillierte Szenarienbildung und aufmerksame Prüfung als lohnend erscheinen, muss es *Auswirkungen in der Alltagswelt* haben können (den Begriff der Alltagswelt, auf den ich gleich näher eingehe, übernehme ich von Berger/Luckmann 2021: 21ff.). Diese Alltagsweltlichkeit habe ich bis hierhin vorausgesetzt, um die Argumentation nicht unnötig früh zu verkomplizieren. Dass aber natürlich nicht jedes vorgestellte Ereignis der Alltagswelt zugeordnet ist, sieht man im Vergleich mit jenen Produkten des Vorstellungsvermögens, die gerade wegen ihrer Fiktionalität geschätzt werden, v.a. mit der erzählenden Kunst und dem Spiel. Ausgehend von literaturwissenschaftlichen Einsichten argumentiere ich, dass erzählende Kunst und Spiele reizvoll sind, weil sie Folgenlosigkeit garantieren. Der Realitätssinn wird unter diesen Bedingungen zwar nicht völlig außer Kraft gesetzt, operiert aber weniger streng. Im Unterschied dazu gewinnt die alltägliche Wirklichkeit ihren Vorrang bei der Aufmerksamkeitsregulation aus dem Wissen, dass Ereignisse hier wirkliche und unumkehrbare Folgen haben. Dieser Alltagswelt muss ein Ereignis zugeordnet sein, um pragmatische und normative Bedeutung erlangen zu können.

Schon länger ist bekannt, dass das Entwerfen und Prüfen von Handlungs- und Erlebensmöglichkeiten verwandt ist mit der Produktion und Rezeption künstlerischer Fiktion und dass eine am Umgang mit ungewissen Zukünften interessierte Soziologie daher von der Literaturwissenschaft und verwandten Disziplinen lernen kann (Beckert 2016: 67ff.). Es ist nicht bloß eine Metapher, sondern eine treffende Beschreibung, wenn Shackle das Treffen von Entscheidungen als »the poet's essential deed« (Shackle 1979: ix) beschreibt. Das zeigen theoretische Perspektiven auf jene Arten von Fiktionen, die in künstlerischer oder spielerischer Absicht erzeugt werden. Eine breit rezipierte (auch durch Beckert 2016, dem ich diesen Hinweis verdanke) literaturwissenschaftliche Theorie der Produktion fiktionaler Erzählungen hat Wolfgang Iser in seinem Buch *Das Fiktive und das Imaginäre* vorgelegt (Iser 1993). Das operative Modell der Fiktionserzeugung, das er darin skizziert, ist den Überlegungen Shackles erstaunlich ähnlich. Iser beschreibt die Herstellung literarischer Fiktion als Praxis der »Selektion«, d.h. der Zerlegung der erfahrenen Wirklichkeit, und der »Kombination« der so erzeugten Elemente (Iser 1993: 24 bzw. 27).⁴⁸

Auch bei der Produktion und Rezeption erzählender Kunst sowie im Spiel werden Modal- und Verfügbarkeitsurteile erzeugt. Ähnlich wie im Alltag stellt man als Leserin, Zuschauerin oder Mitspielerin beständig Vermutungen darüber an, wie es wohl weitergeht. Das wissen auch die Produzent*innen erzählender Kunst, die das Mitdenken des Publikums antizipieren und es zu überraschen versuchen. Den Unterschied zum ernsten, d.h. alltagsweltlichen Ausleuchten möglichen Erlebens und Handelns markiert eine weitere Operation, die bei literarischer Fiktion hinzutritt: Im Prozess der »Entblößung« bzw. »Selbstanzeige« gibt fiktionale Literatur ihrem Publikum die eigene Fiktionalität zu erkennen (Iser 1993: 35f.; dazu Beckert 2016: 72f.). Sie zeigt an, dass das erzählte Geschehen nicht wirklich passiert, sondern fingiert ist, also der Phantasie der jeweiligen Autor*innen entspringt. Dazu greift fiktionale Literatur auf konventionalisierte Signale zurück, etwa auf den Hinweis »Roman« auf Buchdeckeln (Iser 1993: 35; für eine Typologie solcher Signale siehe Klein/Martínez 2009: 3). Formen der Selbstanzeige von Fiktionalität finden sich

48 Was Iser in zwei Prozesse (Selektion und Kombination) zerlegt, entspricht dem oben beschriebenen Prozess der Kombination bei Shackle. Die Prüfung lässt Iser außer Acht, obwohl auch dieser Prozess, wie wir gleich sehen werden, in erzählender Kunst und Spiel eine Rolle spielt. Kombinatorisch operiert das Bewusstsein auch beim Träumen, allerdings ohne das Gegengewicht des Realitätssinns (Schütz 1945: 562).

auch in anderen Bereichen, z.B. bei Bezeichnungen wie »Spielfilm« oder im Kontextwissen, gerade im Kino oder Theater zu sitzen oder sich auf ein Spiel eingelassen zu haben. Natürlich sind die Vorstellungen, auf deren Grundlage wir handeln, nicht in irgendeinem Sinne »weniger gemacht« als Vorstellungen, die wir als Produkte von Kunst und Spiel genießen. Zu zeigen, dass und wie sie gemacht werden, ist ja gerade der Punkt der bisherigen Überlegungen. Der Unterschied aber ist, dass künstlerische und spielerische Vorstellungen ihre Gemachtheit offen ausstellen, während ernste Vorstellungen den Eindruck, bloßes Phantasieprodukt zu sein, vermeiden müssen.

Offene Fiktionalität erlaubt einen distanzierten Umgang mit den dargestellten Ereignissen, weil sie Folgenlosigkeit garantiert. Wer einen Roman liest, ins Theater geht, einen Spielfilm sieht oder ein Spiel spielt, verlässt die »Wirklichkeit der Alltagswelt« und wechselt zeitweilig in »umgrenzte Sinnprovinzen« über (Berger/Luckmann 2021: 28). Dort, in den Welten der erzählenden Kunst und des Spiels, ist man vor dauerhaften Folgen geschützt (für das Spiel Popitz 2000b: 72). Das menschenfressende Monster mag in den Schatten lauern, eine Explosion die Stadt in Schutt und Asche legen, Würfelpech mich ins Monopoly-Gefängnis bringen – stets kann ich mich, selbst wenn ich es vorübergehend vergesse, mit dem Gedanken beruhigen, dass das alles nicht echt ist und mir nichts geschehen kann (Popitz 2000b: 59).⁴⁹ Diese Garantie der Folgenlosigkeit erlaubt es, Wahrgenommenes primär unter ästhetischen Gesichtspunkten zu interpretieren (Schütz 2003a: 305). Die Fragen, ob die geschilderten Vergangenheiten und Gegenwarten wirklich geschehen sein könnten und wie sich das Geschehen fortentwickeln könnte, verlieren an Dringlichkeit, wenn erkennbar nur so getan wird, als ob. Die Zweifel, die im Prüfprozess eigentlich ausgeräumt werden müssten, bevor einem Ereignis ernsthafte Eintrittschancen zugestanden werden können, wiegen dann nicht mehr so schwer. Man akzeptiert vorübergehend, dass Entitäten existieren, die es in Wirklichkeit nicht gibt, und dass sie sich auf Arten und Weisen verhalten, die dem eigenen theoretischen Wissen widersprechen. Genau darauf will das berühmte Diktum von der »willing suspension of disbelief« hinaus (Coleridge 1906: 161; dazu Beckert 2016: 64f.).

49 Der vorübergehende Übertritt in unwirkliche Welten muss gleichwohl erst erlernt werden. Ursprünglich ist die Perspektive des Kindes auf die Welt durch einen »Protorealismus« gekennzeichnet (Berger/Luckmann 2021: 146).

Gänzlich außer Kraft gesetzt ist der Realitätssinn aber nicht. Auch die erzählende Kunst und das Spiel⁵⁰ müssen ein Mindestmaß an Glaubwürdigkeit wahren, um Menschen in ihren Bann zu ziehen und Affekte wie Spannung, Angst, Wut oder Freude auszulösen (Beckert 2016: 65f.; Ryan 2009: 72). Erreicht wird das oft durch Verweise auf die außerfiktionale Wirklichkeit, etwa auf Referenzzustände oder theoretisches Wissen aus der Alltagswelt. Weitgehende Anlehnung an die Wirklichkeit findet man z.B. im historischen Roman, in Historienfilmen und in Milieustudien. Hier müssen die erzählten Ereignisabfolgen, um hinreichend glaubwürdig zu sein, das Kriterium der generellen Möglichkeit einigermaßen erfüllen. Die beschriebenen Situationen und die Regeln, nach denen sich das Geschehen entfaltet, sollten ungefähr dem Vorwissen des Publikums über den sozialen Kontext und sein Personal entsprechen (bewusste Abweichungen können natürlich anderen künstlerischen Absichten dienen). Erzählende Kunst gelingt, so Oevermann (1997: 326ff.), wenn sie die charakteristischen Spielregeln des thematisierten sozialen Zusammenhangs angemessen zur Darstellung bringt. Ein historischer Roman muss sein Publikum daher nicht nur ästhetisch ansprechen, sondern auch dessen »Erwartungen an historische Triftigkeit« (Klein/Martínez 2009: 5) genügen, also nahelegen, dass es so wie beschrieben *gewesen sein könnte*. Aber auch Erzählungen, die sich in geringerem Maße an die außerfiktionale Wirklichkeit anlehnen, etwa in Fantasy und Science Fiction, müssen Plausibilität erzeugen.⁵¹ Die Erzählung muss wenigstens innere Kohärenz aufweisen, das Geschehen mit den erzählten Regelmäßigkeiten der gezeichneten Welt und den geschilderten Referenzzuständen vereinbar sein. Nur durch die narrative Sicherstellung der Stimmigkeit von erzähltem Geschehen und erzählter Welt ist überhaupt ein zusammenhängender Plot möglich, in dem die Handlungen und Erlebnisse der Figuren plausibel als Folgen vorhergehender und als Ursachen nachfolgender Ereignisse interpretierbar sind. Bei »plot holes«, also unerklärlichen Brüchen im Geschehensablauf, oder »cheap plot tricks«, höchst unwahrscheinlichen und daher gezwungen wirkenden Verknüpfungen von Ereignissen, riskiert erzählende Kunst den Unglauben des Publikums (Ryan 2009). Auch wenn die Prüfung

50 Ich konzentriere mich im Folgenden aus Platzgründen auf die erzählende Kunst. Ähnlich ermäßigte, aber nicht komplett aufgehobene Plausibilitätsansprüche findet man u.a. in Rollenspielen (zu dieser und anderen Formen des Spielens Popitz 2000b). Auf die Verwandtschaft von Spiel und Dichtung weist schon Freud (2012) hin.

51 Zur Abhängigkeit der Toleranz des Publikums gegenüber narrativen Implausibilitäten u.a. vom jeweiligen Genre siehe Ryan (2009: 71f.).

auf Aktualisierbarkeit im Bereich der offenen Fiktionalität weniger streng operiert – aufgehoben ist sie nicht.⁵²

In der Alltagswelt kann man sich solche Ermäßigungen des Realitätssinns und der Aufmerksamkeitsregulation nicht leisten, weil die Garantie der Folgenlosigkeit hier nicht gilt. Dies ist die Welt, von der wir wissen, dass wir sie »ver- aber nicht wegwünschen« können (Berger/Luckmann 2021: 1). Ihr wendet sich das Bewusstsein in einem Modus zu, den die phänomenologische Tradition in Anlehnung an Husserl *natürliche Einstellung* nennt (Schütz 1945; Schütz/Luckmann 2003: 29ff.). Die natürliche Einstellung zeichnet sich dadurch aus, dass Zweifel an der Existenz und am So-Sein der Wirklichkeit außer Kraft gesetzt sind (Schütz 1945: 551; Berger/Luckmann 2021: 26). Unzweifelhaft sind dabei auch die Unaufhaltsamkeit und die Unumkehrbarkeit der Zeit (Berger/Luckmann 2021: 30f.). Im Geltungsbereich der natürlichen Einstellung bildet jedes Ereignis den unwiderruflichen Ausgangspunkt alles weiteren Geschehens. Freude oder Bedauern über Geschehenes ebenso wie die hoffende, fürchtende oder planende Bezugnahme auf die Zukunft beruhen auf dem Wissen, dass die Wirklichkeit keine alternativen Zeitstrahle bereithält (vgl. 3.4.2), in die man nach Belieben überwechseln könnte, und dass sie sich nicht zurückdrehen, pausieren oder beschleunigen lässt. Alltagsweltlich setzen wir voraus, dass Verkettungen von Transformationen sich ihren Weg durch die Zeit auch ohne unsere Aufmerksamkeit bahnen und dass ihre Auswirkungen, ob wir es wollen oder nicht, real und – selbst wenn sie sich manchmal nachträglich kompensieren oder neutralisieren lassen – irreversibel sind (Schütz 1945: 541). Hier liegt auch die Wurzel jeder Erfahrung von Dringlichkeit. Wenn Vermeidbares vermieden oder Verfügbares herbeigeführt werden soll, kann man nicht einfach abwarten, sondern muss rechtzeitig tätig werden (Schütz/Luckmann 2003: 81ff.). Einen Roman kann ich wieder zur Hand nehmen und weiterlesen, einen Film fortsetzen und eine Phantasie dort weiterspinnen, wo ich sie unterbrochen hatte. Der status quo, von dem mein Erleben und Handeln in der

52 Fiktionale Literatur muss sich nicht zwangsweise etablierten gesellschaftlichen Vorstellungen des Möglichen und Machbaren anschmiegen. Sie kann auch die Aktualisierbarkeit bisher nicht bedachter oder für unmöglich gehaltener Ereignisse aufzeigen und so neue Möglichkeitshorizonte erschließen. Ein bekanntes Beispiel ist die utopische und dystopische Literatur, die mit der literarischen Vorführung der Möglichkeit wünschenswerter bzw. unerwünschter sozialer Verhältnisse auf gesellschaftskritische Wirkung abzielt (zum Verhältnis der utopischen Literatur zu wissenschaftlich und technisch informierten Machbarkeitsvorstellungen Schulz 2022). Ebenso kann Literatur die Realisierbarkeit neuer Formen individueller Lebensführung demonstrieren.

Alltagswelt seinen Ausgang nimmt, verändert sich dagegen unablässig, Gelegenheitsfenster öffnen und schließen sich. Anders als in Kunst, Spiel und ähnlichen Kontexten, die ihre Attraktivität aus ihrer Folgenlosigkeit ziehen, ist die Alltagswelt mit jedem Ereignis unverrückbar eine andere.⁵³ Distanz zum Geschehen ist damit nicht mehr garantiert.⁵⁴

Damit entworfene Ereignisse oder generelle Richtungen weiterer Entwurfstätigkeit Aufmerksamkeit dauerhaft binden können, dürfen keine triftigen Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zur Alltagswelt aufkommen. Man darf nicht den Eindruck gewinnen, es mit bloßen Phantasieprodukten zu tun zu haben. Der Fiktionscharakter der fingierten Zukünfte muss ein Stück weit verborgen bleiben, sie müssen als potentielle Quelle realer und unwiderruflicher Folgen erscheinen, damit man sich ihnen im Modus der natürlichen Einstellung zuwenden kann (Iser 1993: 36ff.; Beckert 2016: 73).⁵⁵ Das gelingt, solange das ontologische, empirische und theoretische Wissen, von der die

-
- 53 Aus der Dringlichkeit der Alltagswelt folgen die individuellen und gesellschaftlichen Minimalbedingungen künstlerischer und spielerischer Aktivität. Diese kann umso größeren Raum einnehmen, je mehr das materielle Auskommen gesichert ist (vgl. Berger/Luckmann 2021: 86; Thies 2017: 108).
- 54 Der hier angelegte Maßstab für die heuristische Unterscheidung von mehr oder weniger Distanz ist die Alltagswelt. Streng genommen kann man auch dort nicht von Distanzlosigkeit sprechen. Denn wie die Philosophische Anthropologie lehrt, gehört die Fähigkeit, Distanz zur Welt aufzubauen, also nicht automatisch auf Umweltreize reagieren zu müssen, zu den Wesensmerkmalen des Menschen (Scheler 2010; Gehlen 2016a; zu Plessner siehe Block 2016: 189ff.).
- 55 Isters Idee der Fiktionalitätskaschierung als Grundbedingung von Handlungen gehört zu einer Gruppe von Theoriefiguren, die man unter dem Schlagwort der *notwendigen Selbstintransparenz* fassen könnte. Solche Theoriefiguren betonen, dass es für eine Entität durchaus nützlich oder sogar erforderlich sein kann, die eigenen kognitiven Operationen zu ignorieren, zu kaschieren oder zu vergessen, damit deren Ergebnisse als Abbild der Umwelt behandelt werden können. Dieser aus einer aufklärerischen Perspektive zunächst kontraintuitive Gedanke findet sich z.B. in den Neurowissenschaften, dort unter dem Schlagwort der »autoepistemische[n] Limitation« (Baecker 2014: 60f. mit weiteren Nachweisen), sowie in Luhmanns wissenssoziologischem Argument, dass Wissen seine Geltung nur behaupten kann, wenn es als Resultat von Erleben (also passivem Rezipieren der Welt) statt von Handeln dargestellt wird (Luhmann 1990a: 221ff.). Zur Geistesgeschichte des jahrhundertealten Topos vom Nutzen des Nichtwissens für die Nichtwissenden, der das Unbehagen an der Vereinseitigung des aufklärerischen Transparenzideals zum Ausdruck bringt, siehe Blumenberg (2019). Zur sozialen, nämlich normenstabilisierenden Funktion des Nichtwissens über das Verhalten Anderer siehe Popitz (2006c).

(eigenständige oder durch Andere geleistete) Entwurfs- und Prüftätigkeit ausgeht, seinerseits zweifelsfrei der Alltagswirklichkeit und nicht einer davon unterschiedenen Phantasiewelt angehört. Man mag gespannt sein, wie der Horrorfilm weitergeht, muss sich aber vor dem gemutmaßten Fortgang des Geschehens nicht fürchten, weil das diese Mutmaßungen stützende Wissen erkennbar nicht der Alltagswelt angehört. Besonders deutlich wird die Voraussetzung der Alltagsweltlichkeit des involvierten Wissens in Fällen, in denen ontologische, empirische oder theoretische Aussagen Anderer sich plötzlich als ausgedacht entpuppen. Mit der freiwilligen oder unfreiwilligen »Entblößung« von Fiktionalität verlieren alle Zukünfte und Pläne, die auf dieser Wissensgrundlage entworfen wurden, schlagartig jede pragmatische Bedeutung (Iser 1993: 36ff., Zitat 36). Wichtig wird höchstens die Frage, wie man sich vor weiteren Irreführungen schützt.⁵⁶ Man denke etwa an die Auflösung eines Aprilscherzes oder das Auffliegen weniger wohlgesonnener Täuschungen. Ein weiteres Beispiel ist die Erstveröffentlichung der Hörspielfassung von Wells' *War of the Worlds* 1938, die wegen ihrer Aufmachung von manchen Hörer*innen kurzzeitig als authentische Radioreportage einer gerade stattfindenden Alieninvasion interpretiert wurde, bis ihr fiktionaler und damit harmloser Charakter zweifelsfrei klar wurde (Strupp 2011). Trotz innerer Stimmigkeit – der skizzierte Fortgang des Geschehens passt zum präsentierten Referenzzustand und den unterstellten Regelmäßigkeiten – werden entworfene Ereignisse und die Fortführung der Entwurfstätigkeit pragmatisch bedeutungslos, sobald die *externe* Referenz auf die Alltagswirklichkeit zusammenbricht. Die Aspekte der inneren Stimmigkeit und der externen Referenz auf die Alltagswelt, die Beckert (2016: 71ff.) zu vermengen scheint, müssen also analytisch unterschieden werden, um die Voraussetzungen der Relevanz vorgestellter Ereignisse zu verstehen.

Im Vergleich mit der erzählenden Kunst und dem Spiel haben wir die Minimalbedingung der Relevanz von Ereignissen in den Blick bekommen. Damit die Lenkung der Entwurfstätigkeit in bestimmte Richtungen und die Prüfung

56 Vgl. etwa aktuelle Versuche, Menschen vor Täuschungen durch sogenannte »Deep-fakes«, also mit Hilfe Künstlicher Intelligenz erzeugtes Bildmaterial, zu schützen (Chesney/Citron 2019; Irgmaier/Eyert 2022). Aus den obigen Überlegungen ergeben sich auch Implikationen für eine Soziologie des Betrugs: Erfolgreich betrügen heißt aus dieser Perspektive, die stets mitlaufenden Entwurfs- und Prüfoptionen der Betroffenen durch gezielte Falschinformation in eine günstige Richtung zu lenken (vgl. Schulz-Schaeffer 2008: 219, Fn. 7).

bestimmter entwerfener oder präsentierter Ereignisse lohnend erscheinen, damit diese Ereignisse pragmatische und normative Bedeutung gewinnen können, müssen sie der Alltagswelt zugeordnet sein. Zwar erzeugen Menschen sowohl bei der Produktion als auch bei der Rezeption von erzählender Kunst, ebenso wie im Spiel, beständig Modal- und Verfügbarkeitsurteile. Anders als das Entwerfen und Prüfen von Ereignissen in der Alltagswelt legen Kunst und Spiel aber ihre Fiktionalität und damit ihre Folgenlosigkeit offen. Das ermöglicht Distanz zum Geschehen und erlaubt es, den Realitätssinn zugunsten des ästhetischen Genusses zu hemmen, sich aber auch gefahrlos anderen Dingen zuzuwenden. In der Alltagswelt der natürlichen Einstellung kann man sich das Außerachtlassen künftiger Entwicklungen und das Außerkraftsetzen von Zweifeln dagegen nicht im selben Maße leisten, weil Ereignisse hier wirkliche und unumkehrbare Folgen haben. Damit ein vorgestelltes Ereignis als Anwärter auf Aktualisierung in dieser Alltagswelt in Betracht kommt und so Aufmerksamkeit binden kann, muss das in seine Konstruktion und Prüfung involvierte Wissen als glaubwürdige Repräsentation der Wirklichkeit gelten. Gerade deshalb sind die sozialen Mechanismen der Geltungssicherung von Wissen, auf die ich in Abschnitt 5.1.2 eingehe, gesellschaftlich so bedeutsam. Die unzweifelhafte Zugehörigkeit zur Alltagswelt ist allerdings nur eine Vorbedingung für die Zuweisung von Relevanz, wie ich im nächsten Abschnitt ausführe.

4.3.2 Bezug zu Relevanzsystemen

Offensichtlich sind nicht alle vorgestellten Ereignisse, selbst wenn sie der Alltagswelt zugeordnet sind, gleichermaßen wichtig für uns. Aus der in der Zeit-, Sozial- und Sachdimension unbegrenzten Vielfalt thematisierbarer Ereignisse (dazu 3.2.2) weisen wir stets nur wenigen Relevanz zu. Viele der Szenarien, die wir uns ausmalen oder von Anderen präsentiert bekommen, sind uns gleichgültig, anderen dagegen messen wir pragmatische und normative Bedeutung bei und inspizieren sie entsprechend sorgfältig. Im Folgenden arbeite ich heraus, woher diese Unterschiede in der Aufmerksamkeitsregulation kommen. Dabei stütze ich mich auf Schütz' Relevanztheorie, die genauer zu verstehen erlaubt, was Relevanz eigentlich ist und wie sie erzeugt wird. Auf dieser Grundlage wird deutlich, dass ein Ereignis Aufmerksamkeit nur binden kann, wenn es als potentielles Hindernis oder Mittel für die Verwirklichung bestehender Interessen identifiziert, also in Beziehung gesetzt wird zu anderen, bereits mit Relevanz ausgestatteten Ereignissen.

Mit dem Begriff der Relevanz erfasst Schütz die *Selektionsleistungen* des Bewusstseins (Schütz 1970: 5; Srubar 2007: 157f.; Straßheim 2018b: 4, 7). Zwar legt er keine elaborierte allgemeine Definition vor, auch weil er seine Studien zum Relevanzproblem nicht mehr abschließen konnte (Straßheim 2015b: 267, 110f., Fn. 109).⁵⁷ Aus seinen spezielleren Überlegungen, auf die ich gleich näher eingehe, kann man aber die Konturen eines allgemeinen Relevanzbegriffs nachzeichnen. Relevanz im Schütz'schen Sinne meint die Feststellung einer prägnanten Beziehung zwischen aktuell gegebenen und möglichen weiteren Bewusstseinsinhalten, die den Ausschlag für die Auswahl einzelner Bewusstseinsinhalte aus einer Menge von Alternativen, d.h. für die Fortführung von Kognition und Kommunikation in eine und nicht in andere Richtungen gibt (vgl. Schütz 1970: 48). Im Rückgriff auf zeitlich vorgängige Relevanzstrukturen, d.h. auf sedimentierte Erfahrungen, bestimmt das Bewusstsein, welche aus der Gesamtheit potentieller Inhalte es in den Vordergrund rückt und welche es im Hintergrund belässt (für den Sonderfall der Selektion von Handlungsentwürfen Schütz 1951: 181f.). Auch Relevanz ist also das Ergebnis kognitiver Operationen, die auf variablen Voraussetzungen beruhen – was erklärt, warum den einen egal ist, was die anderen umtreibt. Schütz fokussiert auf drei Klassen von Bewusstseinsinhalten, in denen solche Auswahlprozesse stattfinden, und gelangt so zur Unterscheidung dreier Formen von Relevanz. Diese drei Formen sind untereinander verbunden, beeinflussen sich mithin wechselseitig, und sie sind gleichrangig, sodass es keine Primärform der Relevanz gibt, von der die anderen sich ableiten (Schütz/Luckmann 2003: 305ff.; Ortman 2013: 131f.). Alle drei spielen eine Rolle bei der Thematisierung von Ereignissen.

Die Bindung von Aufmerksamkeit durch vorgestellte Ereignisse, die uns hier interessiert, lässt sich als Ausdruck *thematischer Relevanz* verstehen. Thematische Relevanz bewirkt, dass »something is constituted as problematic in the midst of the unstructuralized field of unproblematic familiarity« (Schütz 1970: 26). Etwas wird zum Thema von Kognition und Kommunikation, wenn es sich als fragwürdig, d.h. als lohnender Gegenstand weiterer Auslegung, vor

57 Schütz' ausführliche Auseinandersetzungen mit Relevanz wurden erst postum veröffentlicht (Schütz 1970; Schütz/Luckmann 2003: 252ff.). Weniger umfangreiche Überlegungen finden sich in noch zu Lebzeiten publizierten Aufsätzen (z.B. Schütz 1944, 1945, 1951). Meine Darstellung der Schütz'schen Relevanztheorie ist notwendig selektiv. Insbesondere konzentriere ich mich nur auf einen von mehreren Wegen, auf denen die drei Formen von Relevanz interagieren.

einem Hintergrund des in der aktuellen Situation Fraglosen abhebt (Schütz 1970: 26f.; Schütz/Luckmann 2003: 258ff.). Schütz' Beispiel ist ein schwach beleuchtetes Objekt, das entweder ein Seilknäuel oder eine Schlange sein könnte und sich bis zur Auflösung dieser Ambiguität als Thema aufdrängt (Schütz 1970: 20f.; Schütz/Luckmann 2003: 255f.). Ähnlich wie räumliche Objekte bieten auch Ereignisse sich als wichtige Themen an, wenn an ihnen fragwürdige Aspekte bemerkt werden – etwa ihre noch ungeklärten Ausichten auf Aktualisierbarkeit. Hier kommt *interpretative Relevanz*, die zweite Form der Relevanz, ins Spiel. Sie leitet die Selektion der Wissensbestände, die für die eine zufriedenstellende Auslegung des jeweiligen Themas als nötig erachtet werden (Schütz 1970: 36f.). In der Orientierung an interpretativen Relevanzen hebt das Bewusstsein von dem vielen, was es weiß, die Teile hervor, die in Verbindung zum zu bearbeitenden Problem stehen, und blendet das restliche Wissen ab (Schütz/Luckmann 2003: 274f.). Interpretative Relevanzen hängen zum einen vom Gesamtbestand des erworbenen Wissens selbst ab (Schütz/Luckmann 2003: 279). So wird etwa bei der Störung eines elektrischen Gerätes mein theoretisches Wissen, dass alle elektrischen Geräte eine Energiequelle benötigen, interpretativ relevant werden und meine Fehlersuche anleiten. Zum anderen stehen interpretative Relevanzen, wenig überraschend, in einem engen Verhältnis zu thematischen Relevanzen: Je nachdem, welches Thema man gerade verfolgt, werden unterschiedliche Wissensbestände relevant (Schütz/Luckmann 2003: 273). Auch an dem in 4.2 präsentierten Modell der Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen kann man sehen, dass bestimmte Typen von Themen (die Aktualisierbarkeit von Ereignissen) bestimmte Typen von Wissensbeständen (ontologisches, empirisches, theoretisches Wissen) mit interpretativer Relevanz ausstatten.

Thematische Relevanzen und die an sie anschließenden interpretativen Relevanzen werden beeinflusst von einer dritten Form von Relevanzen, den *Motivationsrelevanzen*. Motivationsrelevanz ist eine prägnante Beziehung aktuell gegebener Bewusstseinsinhalte zu bestehenden Erlebens- und Handlungspräferenzen (Schütz/Luckmann 2003: 288). Motivational relevant wird etwas dann, wenn es als förderlicher oder hinderlicher Faktor für das Erreichen oder Verfehlen vorgängiger Interessen in Frage kommt, wenn Auswirkungen auf die Eintrittschancen erwünschter oder unerwünschter Ereignisse also nicht auszuschließen sind. Ich schlage vor, diese vorgängigen Motivationsrelevanzen, die als unzweifelhafte Ausgangspunkte für die Zuweisung von Relevanz fungieren, als *Relevanzanker* zu bezeichnen. Motivationsrelevanzen können die eigene Person, aber auch andere Menschen

und soziale Systeme (Gruppen, Organisationen, Staaten etc.) betreffen. Wie Schütz zeigt, sind sie meist hierarchisch organisiert in dem Sinne, dass viele Zwecke als Mittel für die Erreichung übergeordneter Zwecke darstellbar sind (Schütz 1951: 181f.; Barber 2020: 127). Man thematisiert A als Voraussetzung, um B tun zu können, was wiederum die Gelegenheit bietet, C zu tun usw. Das heißt natürlich nicht, dass alle Zwecksetzungen in immer länger werdenden Deduktionsketten aus einem Urzweck abgeleitet werden, sondern beschreibt lediglich die Begründungen, die im Reflexionsfalle gegeben werden. Selbst auf der Begründungsebene stellt die vollständige Integration und widerspruchsfreie Ausrichtung aller Zwecke auf einen übergeordneten Endzweck einen empirisch schwer erreichbaren Grenzfall dar (Schütz/Luckmann 2003: 489f.). Anlässe für eine begrenzte nachträgliche Integration von Relevanzsystemen ergeben sich, wenn Zielkonflikte bemerkt werden, ein Zweck sich also nicht verfolgen lässt, ohne die Erreichbarkeit eines anderen zu beeinträchtigen. Dann muss man reflexive Distanz zu den ansonsten im Hintergrund verbleibenden Relevanzen aufbauen und Prioritäten setzen (Schütz/Luckmann 2003: 252; Straßheim 2018b: 4).

Was für Bewusstseinsinhalte allgemein gilt, trifft im Speziellen auch auf vorgestellte Ereignisse zu. Diese gewinnen motivationale Relevanz, wenn sie als Voraussetzungen oder Hindernisse bei der Verwirklichung vorgefasserter Pläne in Betracht kommen. Wichtig wird ein Ereignis also durch seine *kausale* Beziehung zu mehr oder weniger eng bestimmten Typen von Ereignissen, denen bereits Wichtigkeit zugeschrieben wurde. Daher kann man, wie Schütz argumentiert, statt von motivationaler ebenso gut von kausaler Relevanz sprechen (Schütz 1970: 49). Ein motivational relevant gewordenes Ereignis gewinnt in der Folge auch thematische Relevanz, rückt also in den Fokus der Aufmerksamkeit, weil die eingehendere Beschäftigung mit ihm über die Erreichbarkeit erwünschter Zukünfte entscheiden könnte. Dadurch wiederum werden diejenigen Wissensbestände interpretativ relevant, die zur Ermittlung seiner Aktualisierbarkeitsschancen beizutragen versprechen – eben das ontologische, empirische und theoretische Wissen, das nach eigenem Dafürhalten etwas mit der thematisierten Elementenkonstellation zu tun hat. Ein Bildungsabschluss etwa gewinnt seine motivationale Relevanz u.a. aus dem Wissen, dass künftige Karriere- und Verdienstmöglichkeiten von ihm abhängen; er wird damit zu einem lohnenden oder dringlichen Thema; um herauszufinden, was dafür zu tun ist, greift man auf interpretativ relevantes Wissen zurück (Zulassungsvoraussetzungen, Leistungsanforderungen etc.) oder erwirbt es nötigenfalls.

Das Motiv für die nähere Beschäftigung mit bestimmten entworfenen Ereignissen (bzw. mit Richtungen weiteren Entwerfens) erwächst also aus der Beschäftigung mit den Folgen, die diese für die Möglichkeit oder Machbarkeit *anderer* Ereignisse versprechen. Schütz' Überlegungen zu den Quellen der Motivationsrelevanz führen so zu der überraschenden Einsicht, dass die Beimessung von Relevanz selbst auf Aktualisierbarkeitsprüfungen beruht. Denn ob etwas sich auf vorgefasste Pläne auswirken kann, ergibt sich nicht von allein, sondern muss in einer eigenständigen kognitiven Operation festgestellt werden. Und diese Operation ist nichts anderes als eine Variante des in 4.2.4 beschriebenen Prüfungsvorgangs. Dabei behandelt man das Ereignis, dessen Folgen können auf einen definierten Referenzzustand man zu prüfen erwägt, seinerseits als *hypothetischen Referenzzustand* und ermittelt, ob von dort aus eine Kette von Transformationen zu erwünschten oder unerwünschten Ereignissen führen könnte. Motivational relevant wird beispielsweise ein noch nicht erworbener Abschluss, wenn er als Zwischenhalt markiert wird, von dem aus das Vorankommen zur angestrebten beruflichen Stellung aussichtsreich erscheint – wenn man also zu dem Schluss kommt, dass von der Zukunft, in der man den Abschluss erworben haben wird, ein weitgehend unversperrter Pfad zur erwünschten Karriere führt. Zum interessanten Thema wird eine vorgestellte Zukunft t_1 daher, wenn sie als Voraussetzung oder Hindernis einer weiter entfernten, bereits als motivationsrelevant festgehaltenen Zukunft t_2 in Betracht kommt. Die nähere Zukunft erhält ihre gegenwärtige Dringlichkeit aus der fernerer Zukunft (Schütz/Luckmann 2003: 291).⁵⁸

Motivational relevant wird ein Ereignis, wie gezeigt, durch kognitive Operationen, die es in Beziehung setzen zu weiter entfernten, bereits als motivational relevant festgehaltenen Ereignissen. Diese als Relevanzquellen fungierenden fernerer Zukünfte können in unterschiedlichem Maße spezifiziert sein (vgl. Eyert et al. 2022: 31f.). Drei Spezifikationsgrade seien hier näher beleuchtet. Als Hauptquelle von Motivationsrelevanzen sieht Schütz bestehende *Um-zu-Motive* vor, d.h. entworfene Ereignisse, die zu aktualisieren als erstrebenswert festgehalten worden ist (Schütz 1970: 48f.; Schütz/Luckmann 2003:

58 Dasselbe gilt für retrospektive Modal- und Verfügbarkeitsurteile. Ob etwas unvermeidlich war oder ob es realistische Alternativen gegeben hätte, wird erst mit Blick auf die Folgen und deren Bewertung interessant. So erhalten etwa historische Studien zur Vermeidbarkeit des Ersten Weltkriegs oder die strafrechtliche Ermittlung, ob in einer bestimmten Situation statt der verbotenen Handlung auch andere Optionen offenstanden, ihre Relevanz aus den unerwünschten Folgen der jeweiligen Ereignisse.

286ff.). Man kann auch von *Zwecken* sprechen.⁵⁹ Relevant wird ein Ereignis, wenn es als Mittel oder Hindernis des jeweiligen Zwecks, oder Um-zu-Motivs, in Frage kommt. Das lässt sich relativ leicht entscheiden, da Zwecke stark spezifiziert sind und das angestrebte Ereignis verhältnismäßig klar umreißen. Wenn ich mir vorgenommen habe, mein Fahrrad zu reparieren, fällt mir nicht schwer herauszufinden, ob eine vorgestellte Handlung, ein vorgestelltes Erleben die Erreichbarkeit dieses Zwecks berührt, ob das Ereignis also *in dieser Hinsicht* relevant ist oder nicht.

Zum lohnenden Thema wird ein Ereignis aber nicht nur durch Beziehungen zu konkreten Zwecken. Auch weniger spezifizierte Ereignistypen können, so möchte ich Schütz' Überlegungen ergänzen, vorgestellten Ereignissen Relevanz verschaffen. Man kann einem Ereignis auch dann Relevanz attestieren, wenn es, zweitens, allgemeinere *Ziele* berührt. Solche Ziele, etwa die Beschränkung der Erderwärmung oder die Senkung der Arbeitslosigkeit, sind stärker generalisiert – aus einer geringeren Anzahl von bzw. aus weniger stark spezifizierten Elementen konstruiert – als konkrete Zwecke. Entsprechend lässt sich, verglichen mit Zwecken, eine größere Anzahl vorgestellter Ereignisse plausibel als relevant markieren (vgl. Luhmann 2018: 302). Umso weniger zwingend wird zugleich die Relevanzattribution auf *einzelne* Ereignisse. Das kann man z. B. in klimapolitischen Debatten beobachten. Zum einen werden unterschiedlichste Maßnahmen zur Begrenzung der Erderwärmung mit Relevanz ausgestattet. Zum anderen kann man viele dieser Maßnahmen ablehnen, weil sie *andere*, etwa ökonomische Relevanzen berühren, und sich trotzdem halbwegs glaubwürdig zum Ziel des Klimaschutzes bekennen, solange man kompensatorisch andere Maßnahmen zur Erreichung desselben Ziels vorschlägt.

Motivationsrelevanz kann ein Ereignis drittens durch die Beziehung zu *Werten* gewinnen, d.h. zu »allgemeine[n], einzeln symbolisierte[n] Gesichtspunkte[n] des Vorziehens von Zuständen oder Ereignissen.« (Luhmann 1987: 433) Werte sind noch weniger bestimmt, noch stärker generalisiert als allgemeine Ziele. Daher taugen sie bekanntlich nur begrenzt als verlässliche Orientierungspunkte für die Festlegung eigenen und die Vorhersage fremden

59 Als zweiten Motivtyp neben Um-zu-Motiven identifiziert Schütz Weil-Motive. Dabei handelt es sich um Sedimentierungen vergangener Erfahrungen, die die Festlegung auf Um-zu-Motive motivieren. Anders als Um-zu-Motive sind Weil-Motive kein selbst-evidentes Thema der Bewusstseinstätigkeit, sondern müssen retrospektiv erschlossen werden (Schütz 1951: 163ff.; zum rekursiven Verhältnis von Um-zu- und Weil-Motiven Ortman 2013: 129).

Handelns (Luhmann 1987: 433; Beckers 2018: 507; vgl. Eyert et al. 2022: 31). Zu ihnen gehören hochgradig diffuse und daher interpretationsoffene Kategorien wie Selbstbestimmung, Gleichheit oder Gerechtigkeit. Eine wertbasierte Relevanzzuweisung liegt beispielsweise vor, wenn man die Beschäftigung mit unterschiedlichen klimapolitischen Maßnahmen zur Frage internationaler und intergenerationaler Gerechtigkeit macht. Weil Werte so unbestimmt sind, schränken sie die Herstellung von Relevanzbeziehungen kaum ein – mit etwas Auslegungsarbeit lässt sich praktisch jedes vorgestellte Ereignis als potentiell Mittel *und* Hindernis für die Realisierung beliebiger Werte darstellen.

Wie wir gesehen haben, reicht ein erkennbarer Bezug zur Alltagswelt allein nicht hin, um das Vorstellungsvermögen und den Realitätssinn in bestimmte Bahnen zu lenken. Entworfenе oder präsentierte Ereignisse und Richtungen weiteren Entwerfens können Aufmerksamkeit nur dann dauerhaft binden, wenn sie darüber hinaus vorgängige Interessen an bestimmten Zukünften innerhalb der Alltagswelt berühren. Im Rückgriff auf Schütz' Relevanztheorie habe ich gezeigt, dass Ereignisse als relevante Themen in den Vordergrund drängen, wenn ihnen motivationale Relevanz, also eine prägnante Beziehung zu bestehenden Präferenzen bescheinigt wird. Motivational relevant wird ein Ereignis mithin, wenn es als Mittel oder Hindernis anderer Ereignisse in Betracht kommt, die in vorgängigen Operationen als erwünscht oder unerwünscht festgehalten worden sind. Das bedeutet, dass die Erzeugung von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen in ein Netzwerk weiterer Modal- und Verfügbarkeitsurteile eingebunden ist, dass frühere Erkundungen der Zukunft also die Richtung lohnender nachfolgender Erkundungen vorzeichnen. Die Quellen solcher Relevanz können in Form von Zwecken, Zielen und Werten vorliegen. Je unspezifischer sie ausfallen, desto mehr entworfene Ereignisse können plausibel als relevant markiert werden, desto weniger zwingend sind einzelne Relevantsetzungen jedoch zugleich. In jedem Fall aber gewinnen Ereignisse Relevanz durch kognitive Operationen, die Beziehungen zu anderen Ereignissen bzw. Ereignistypen knüpfen. Diese Einsicht bildet die Grundlage für die Analyse der Prozesse, in denen Ereignisse intersubjektive Relevanz gewinnen (5.3), und der Rolle, die Referenzen auf Wissenschaft und Technik dabei spielen (6.5).

Insgesamt hat dieses Unterkapitel zwei Bedingungen herausgearbeitet, unter denen vorgestellte Ereignisse Relevanz gewinnen. Damit ein Ereignis als lohnender Gegenstand eingehender Prüfung, der Berücksichtigung in Handlungsentwürfen und normativer Problematisierung erscheinen kann,

muss es erstens der Alltagswelt zugeordnet sein, also eine nachhaltige und unumkehrbare Veränderung der Wirklichkeit in Aussicht stellen. Zweitens muss ein Ereignis, wie gerade dargelegt, zu bestehenden Relevanzstrukturen in Beziehung gesetzt werden.

4.4 Zwischenfazit: Möglichkeitshorizonte als Produkte von Vorstellungsvermögen, Realitätssinn und Aufmerksamkeitsregulation

In diesem Kapitel habe ich die grundlegenden Bewusstseinsoperationen herausgearbeitet, in denen Möglichkeitshorizonte, also Bündel von Modal- und Verfügbarkeitsurteilen, konstituiert werden. Herunterbrechen lässt sich die Argumentation auf den einfachen Gedanken, dass die Erkundung der Zukunft und der in ihr angelegten Erlebens- und Handlungsmöglichkeiten nur mit den Mitteln erfolgen kann, die die Gegenwart bereitstellt, und dass man bei dieser Erkundung, weil sie Zeit und Mühe kostet, Prioritäten setzen muss. Konkret habe ich die Konstitution von Möglichkeitshorizonten als Zusammenspiel dreier Typen von Bewusstseinsleistungen beschrieben, die ich unter den Schlagworten Vorstellungsvermögen, Realitätssinn und Aufmerksamkeitsregulation fasse.

Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildete das *Vorstellungsvermögen*. Wie ich anhand der Arbeiten von Beckert, Scheler, Gehlen und Popitz gezeigt habe, gehört die Fähigkeit zur Erzeugung von Beobachtungen, die von der aktuellen sinnlichen Evidenz nicht gedeckt sind, zur kognitiven Grundausstattung des Menschen. Alleine reicht das Vorstellungsvermögen aber nicht hin, um einen Überblick über Mögliches und Machbares zu gewinnen. Hinzutreten muss zusätzlich der *Realitätssinn*, d.h. die Fähigkeit zur Beurteilung der Aktualisierungschancen von entworfenen Zukünften. Das habe ich im zweiten Teil des Kapitels durch die Weiterentwicklung der Überlegungen von G.L.S. Shackle erläutert. Modal- und Verfügbarkeitsurteile werden erzeugt durch kombinatorische Operationen des Entwerfens und negatorische Operationen des Prüfens von Ereignissen. Bei diesen Operationen verarbeitet das Bewusstsein ontologische, empirische und theoretische Wissensbestände. Das Zusammenspiel von Vorstellungsvermögen und Realitätssinn kann aber noch nicht erklären, warum Menschen manche Pfade durch die Zeit genau erforschen, während sie andere ignorieren. Diese Selektivität in der Entwurfs- und Prüftätigkeit, aus der sich die Gestalt konkreter Möglichkeits-

horizonte ergibt, habe ich im dritten Teil des Kapitels mit dem Begriff der *Aufmerksamkeitsregulation* erfasst. Zwei Kriterien bestimmen die Zuteilung knapper kognitiver Ressourcen bei der entwerfend-prüfenden Aufhellung der Zukunft: erstens, als Minimalbedingung, die Zugehörigkeit zur Alltagswelt, in der Ereignisse irreversibel sind, sich also nicht einfach wegwünschen lassen; zweitens die Beziehung zu Systemen von Motivationsrelevanzen, also ein – wiederum durch Modal- und Verfügbarkeitsurteile zu ermittelnder – kausaler Zusammenhang mit bereits bestehenden Präferenzen.

Mit den hier entwickelten Überlegungen gewinnen wir, jedenfalls in Grundzügen, ein analytisches Instrumentarium zur Untersuchung der Gestalt und des Gestaltwandels von Möglichkeitshorizonten. Konkrete Vorstellungen über Mögliches und Unmögliches, Machbares und Hinzunehmendes werden verständlich, wenn man das verarbeitete Wissen, die jeweiligen Motivationsrelevanzen und die (wiederum wissensbasierte) Auslegung dieser Relevanzen in den Blick nimmt. Entsprechend lässt sich der Wandel von Möglichkeitshorizonten erklären, indem man auf Veränderungen in diesen Dimensionen achtet: Haben die beobachteten Akteur*innen lediglich neue Informationen über den aktuellen Zustand der Welt erhalten oder haben sie bisherige Annahmen über den Aufbau und die Regelmäßigkeiten der Wirklichkeit revidiert? Haben sich ihre Motivationsrelevanzen gewandelt oder die Wissensbestände, anhand derer sie Beziehungen zwischen Relevanzankern und zu entwerfenden bzw. zu prüfenden Zukünften knüpfen?

Wir haben nun ein hinreichend klares Verständnis der individuellen *Konstitution* von Möglichkeitshorizonten gewonnen. Eine Soziologie, die sich für die gesellschaftliche *Konstruktion* von Möglichkeitshorizonten und insbesondere für die Rolle von Wissenschaft und Technik interessiert, kann hier natürlich nicht stehenbleiben. Im folgenden Kapitel beleuchte ich die Mechanismen, durch die Gesellschaften die in diesem Kapitel herausgearbeiteten Bewusstseinsoperationen prägen.